

»Töte sie!«

Erstes Kapitel.

War das ein Aufsehen in Wien, – der Graf Rudolf Urbany hatte die Fritzi Wildauer geheiratet!

Das war so rasch gegangen; kein Mensch hatte vorher eine Ahnung davon. Die Gesellschaft hatte vorher nicht Zeit
5 gehabt, sich mit dem Gedanken an diese Ehe vertraut zu machen, sich auf das Ereignis vorzubereiten, die
entsprechenden Prophezeiungen loszulassen und auf Erfahrungen gegründete Berechnungen darüber anzustellen, wie
lange die Geschichte wohl dauern werde.

Die Fritzi Wildauer! Na, unbegreiflich war es ja am Ende nicht, aber doch – wer hätte daran gedacht! Und gerade den
Urbany hatte sie sich zu angeln verstanden, – ja, die Schauspielerinnen! Aber er, der Urbany, er war doch kein
10 jugendlicher Springinsfeld mehr, den man so leicht um den Finger wickelt; auch so alt war er nicht, daß man bei ihm
eine Thorheit so einfach und bequem hätte entschuldigen können. Gerade den Urbany, – so ein verteufeltes
Frauenzimmer! Dumm ist sie nicht gewesen, die Fritzi Wildauer, das wollte jeder längst gewußt und gesagt haben,
aber daß sie den Urbany d'rankriegen werde, das konnte doch niemand voraussehen.

Man hatte längst aufgehört, den Urbany noch als Heiratskandidaten anzusehen, und zwar nicht nur das große
15 Publikum, das ja die ganze Geschichte eigentlich gar nichts angeht, sondern auch die zuständigen Instanzen, die
hochadeligen Mütter heiratsfähiger Töchter. Nicht einmal in seiner Gegenwart wären sie auf ihn verfallen in ihren
Zukunftsträumen und Kombinationen für ihre Töchter. Wenn ein Kavalier einmal auf die Vierzig lossteuert, ohne sich
noch fürs Leben gebunden zu haben, dann hört er auf, sowohl bei den unteren Instanzen der Töchter, wie bei den
höheren der Mütter ein Gegenstand des Interesses zu sein. Der ist ja doch nicht mehr zu bekehren, wozu nutzlose
20 Mühe an ihn verschwenden? Graf Rudolf war, wenn auch nicht schon vierzig, so doch seine sechsunddreißig Jahre alt.
Als Träger eines großen Namens und als Besitzer eines großen Vermögens hatte er schon in jungen Jahren die
Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf sich gelenkt. Seit anderthalb Jahrzehnten war sein Name aller Welt
geläufig. Dieser Name stand in der Zeitung unter den Personalnachrichten, wenn sein Träger eine Reise antrat oder
von einer solchen zurückkehrte. Seine »Farben« gehörten auf dem Turf zu den populären; man kannte ihn als einen
25 Mäcen, der mittellose Talente gerne unterstützte und förderte; man wußte, daß er Liebhaber und verständnisvoller
Sammler von Gemälden sei; man kannte seine Vorliebe fürs Theater, und man war darüber einig, daß es bei
Sammlungen für wohlthätige Zwecke ein Gebot der Klugheit sei, seinen Namen als den ersten oder doch wenigstens
als einen der ersten auf die Liste zu bekommen. Man wußte alles, nur das Eine hat niemand wissen oder auch nur
vermuten können, daß die Naive des *-Theaters den sonst so verständigen und so besonnenen Mann zu einer solchen
30 Dummheit verleiten werde!

Nun war es mit einemale in der Zeitung zu lesen; du lieber Himmel, gab das ein Aufsehen und ein Gerede! Der
Ärger war vorwiegend. Die Aristokraten ärgerten sich über die Thatsache selbst und dann auch darüber, daß sie nicht
besser unterrichtet gewesen seien als der zwar größere, aber doch nicht blaublütige Teil der Menschheit. So etwas ist
doch beschämend. In den Kreisen, in welchen man sich für das Theater interessierte, und in welchen Kreisen
35 interessiert man sich dafür in Wien nicht, sah man sich ebenfalls ärgerlich und betroffen an. Man hört doch sonst das
Gras wachsen, und nun konnte so etwas geschehen, ohne daß man eine Ahnung gehabt hätte. Man fühlt sich ja ganz
unsicher, erschüttert in dem Besitzstand seines guten Rechtes, alles zu wissen, was Schauspielerinnen und
Primadonnen angeht. Wie soll man noch unter Leute gehen, wenn man davon nichts gewußt hat. –

In den Redaktionen gingen heillose Donnerwetter über die Häupter der armen schuldlosen Reporter nieder. Wozu sind
40 sie denn auf der Welt, wenn sie nicht mehr wissen als andere Leute? Über so einen Fall muß erst die offizielle
Anzeige kommen, um von ihm zu erfahren, da hört doch einfach alles auf, und eine solche Schlamperei war überhaupt
noch nie da. Vorher nichts und nachher nichts, – denn auch nachher war nichts Näheres zu erfahren; das junge Paar
war sofort nach der Trauung abgereist, – und das wollen Journalisten, große Schriftsteller sein! Wenn eine Revolution
ausbricht, werden die Herren wahrscheinlich auch erst auf die offizielle Anzeige warten. Eine große Kunst ist es, so
45 ein Berichterstatter zu sein! Das Publikum will Näheres erfahren, und wenn nicht noch mindestens
hundertundzwanzig Zeilen über die Geschichte ins Abendblatt kommen, so soll doch ein heiliges Kreuzdonnerwetter
in die ganze löbliche Redaktion einschlagen.

Alle Beteuerungen der schwergeprüften Berichterstatter, daß nichts zu erfahren gewesen sei, daß auch die anderen
Blätter nicht mehr wissen und auch nicht mehr gebracht haben, helfen nichts. Da muß etwas geschehen, das Publikum
50 will unterrichtet sein. Das heißt nicht den Skandal pflegen, denn von Skandal ist ja hier nicht die Rede; es heißt auch
nicht Privatverhältnisse aufdecken, denn beide Persönlichkeiten haben der Öffentlichkeit angehört, die eine durch ihre
gesellschaftliche Stellung, die andere durch ihre Kunst. Und dann soll ihnen ja nicht wehe gethan werden, das

Publikum soll nur zu seinem Rechte kommen.

Die verschiedenen Gewitter waren nicht ohne Eindruck geblieben, sie hatten befruchtend gewirkt. Die Abendblätter hatten mindestens je ihre hundertundzwanzig Zeilen, Biographisches, Anekdotisches, Kritisches. Die nächsten Morgenblätter brachten Reminiscenzen, – man half sich, so gut es ging. Durch alle Artikel zog sich aber ein warmer und herzlicher Ton des Wohlwollens und der Sympathie. Man konnte sehen, Rudolf Urbany und Fritzi Wildauer waren allerseits wohlgefallen. –

Zu den Mitgliedern des Wiener Eislaufvereins zählt von einigen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses herab alles, was darauf Anspruch erhebt, zur guten Gesellschaft in Wien zu zählen. Der Eislaufplatz liegt fast im Mittelpunkte der Stadt, der Stephansturm, dieses eigentliche Zentrum von Wien, grüßt aus der Nachbarschaft herüber; der Platz liegt so bequem, und der Eislauf ist ein so schönes Vergnügen, kein Wunder, daß da, wenn nur die sorgsam, fast mit wissenschaftlicher Gründlichkeit gepflegte Eiskecke stark genug ist, den ganzen Tag über bis tief in die Abendstunden hinein, während welcher das elektrische Licht die matte Wintersonne ablöst, das regste Leben herrscht.

Der Platz ist immer überfüllt, und auch das hat, man sollte es nicht glauben, sein Gutes gehabt. Weite Touren sind auf dem beengten Platze nicht zu machen, und im Schnelllauf kann man sich der Menschenmenge wegen nicht üben. Diese Übelstände sind daran die Schuld, daß sich das entwickelte, was in Fachkreisen als »Wiener Schule« weltberühmt geworden ist. Den geübteren Läufern und Läuferinnen mußte es auf die Dauer langweilig werden, eingekeilt in den eintönigen Zug der »Patzer« und der Eisflöhe, wie die ganz jungen und kleinen hoffnungsvollen Eiskünstler und -künstlerinnen benannt werden, den Kreislauf mitzumachen. Sie zogen sich also in das Innere des Platzes zurück, retteten sich dort einen kleinen freien Kreis und verlegten sich auf den Kunstlauf. So entstand aus der Not eine Tugend. Durch die Umstände förmlich gedrängt zum Figurenlauf, brachten es die Wiener Vertreter und Vertreterinnen desselben darin zu einer Vollendung, wie sie sonst in der ganzen Welt nicht wieder zu finden ist. Es ist ein Genuß, der geradezu ein Kunstgenuß genannt werden kann, diesen Übungen zuzusehen. Und nun erst, wenn die Militärmusik da ist, und sie ist sehr oft da, auch außer der Zeit, da sie von Vereinswegen bestellt ist, da sich fast täglich Freiwillige, die es thun können, finden, die sie bezahlen, und wenn dann getanzt wird! Kein Ballet, und sei es noch so pompös ausgestattet, vermag einen so wahrhaft künstlerischen Eindruck hervorzurufen wie dieser Tanz auf dem Eise. Wie da die Tänzerinnen über die spiegelglatte Fläche hinschweben, als würden sie von einem Lufthauch getragen; wie sie sich in vollendeter Anmut wiegen und neigen, – es ist rein, um die ältesten Ballerinen vor Neid zum Platzen zu bringen. Da mühen sich diese Jahrzehnte, oh, *viele* Jahrzehnte, wir wissen es, um ihren Fußspitzentanz und ihre Pas zur höchsten Vollendung zu bringen, und da tauchen, wenn wir bei dem gefrorenen Wasser den Ausdruck brauchen dürfen, die jüngsten und hübschesten Tänzerinnen dutzendweise auf, die eine sinnberückende Grazie im stahlbeschwingten Tanze entfalten, wie sie auf der Bühne niemals auch nur annähernd so vollendet gesehen worden ist.

In den Mittagstunden trifft sich der hohe Adel auf dem Eislaufplatze, und da tanzen die Komtessen ihren Reigen. Sie tanzen nicht besser, als die bürgerlichen Schönen Wiens, aber auch nicht schlechter. Sie halten gut zusammen in enger Kameradschaft. Das beugt der Zersplitterung vor und erhöht das Vergnügen, man bleibt halt doch am liebsten unter sich. Ein wichtiger strategischer Grundsatz erscheint da förmlich auf den Kopf gestellt: man marschirt vereint und schlägt getrennt. Die Plänkeleien vor der ganzen Front sind ungefährlich, eine entscheidende Eroberung wird doch nur im Einzelkampfe gemacht.

Die »Banda« spielte die verführerischsten Walzer, und doch – merkwürdig! – die Komtessen dachten dieses Mal gar nicht an das Tanzen; sie hatten zuviel miteinander zu plauschen. Sie plauschten viel und sie plauschten lang. Die Bedienten in den langen Livreeröcken am Ufer mit dem unterschiedlichen Pelzwerk auf den Armen froren schon gottsjämmerlich und hüpfen von einem Fuß auf den andern, was sich für einen richtigen Herrschaftsdienner nicht einmal recht schickt. Denn so einer hat im Bewußtsein seiner Würde immer möglichst regungslos zu sein. Aber der neueste Skandal – hier galt Urbanys Heirat wirklich für einen Skandal – war doch zu interessant. Die jungen Herren der Aristokratie standen herum und machten verlegene Gesichter. Urbany hatte ihnen bisher als das Muster eines tadellosen Kavaliere gegolten, und nun so etwas! Was ließ sich da sagen? Die Mütter und die Tanten der Komtessen, ihre ganze Ehrengarde stand ebenfalls mit da, und alle, alle miteinander standen unter dem Banne der großen Neuigkeit.

Natürlich waren auch alle einig in der Verurteilung des Grafen Rudi Urbany, nur die Fürstin Melanie, die ja immer etwas Besonderes haben mußte, und die mit ihrer Exzentrizität trotz ihrer bereits schon im Westen befindlichen Lebenssonne doch noch immer als das enfant terrible der österreichischen Aristokratie galt, nur sie verteidigte mit ihrem rauhen und dann gelegentlich doch wieder schrillen Organ den viel angefeindeten Grafen.

»Rudi Urbany ist alt genug,« rief sie in den Chorus, »um nach seinem Kopfe handeln zu können. Ich sage –«

Man erfuhr vor der Hand nicht, was sie sagen wollte. Denn im nächsten Momente erhielt sie einen Stoß, der sie bedenklich ins Wanken brachte. Eine Schlittschuhläuferin war unversehens an sie angefahren, und sie hatte alle Mühe,

sich vor einem Fall zu bewahren.

»Madame haben es sehr eilig!« rief die Fürstin unwillig der Attentäterin zu, indem sie sich den in seiner Stellung
110 erschütterten Hut wieder gerade richtete.

»Madamen haben es *immer* eilig!« rief die Angeredete, ein munteres Wiener Kind, schlagfertig zurück, indem sie weiter ihre Bogen zog.

Über diese Antwort hatte die Fürstin eine ungeheure Freude, gerade weil die Mütter und die Tanten lange Gesichter
115 machten. Da hatten die Komtessen wieder einmal etwas gehört, was sie nicht hören sollten. Es mußte also rasch wieder abgelenkt werden.

»Was sagen Ew. kaiserliche Hoheit dazu?« wandte sich die Markgräfin Andritz, die noch immer berühmt schöne Mutter dreier berühmt schöner Töchter, an einen Erzherzog, der gerade zur Gruppe getreten war.

Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog sagte über den Fall Urbany das Klügste, was er in seiner Stellung sagen konnte, nämlich nichts. Er begnügte sich damit, nur zu lächeln und mit der Achsel zu zucken. Fürstin Melanie hatte
120 wieder eine Freude. Denn das stumme Lächeln Sr. kaiserlichen Hoheit enthielt eine unverkennbare Lektion für die Markgräfin. Wie wenig taktvoll war es doch von der Markgräfin gewesen, Se. kaiserliche Hoheit in dieser delikaten Sache zur Parteinahme pressen, förmlich an die Wand drücken zu wollen, und wie taktvoll war dagegen die wortlose Zurechtweisung. Recht ist ihr geschehen, der Markgräfin! Ihr Hochmut war durch die vielen ihr und ihren schönen Töchtern dargebrachten Huldigungen doch nachgerade unerträglich geworden.

125 Der Erzherzog mochte die allgemeine Stimmung für eine harmlose Unterhaltung nicht für so günstig gefunden haben wie sonst und nahm bald Abschied von den sich tief verneigenden Herrschaften. Die Zurückgebliebenen konnten sich aber noch immer nicht von der Erörterung der großen Tagesfrage trennen.

»Urbany hat sich fangen lassen.«

»Ja wohl, mit Kotzen und mit Stricken fangen lassen,« erklang es aus dem Kreise.

130 »Er hat sich einfach übertölpeln lassen,« meinte eine der Tanten.

»Es mag nicht allzuschwer gewesen sein,« sagte ein Komteßchen, das reizende Stumpfnäschen rümpfend.

»Für besonders scharfsinnig habe auch ich ihn nie gehalten,« stimmte eine andere junge Aristokratin zu.

»So gescheit wie unsere übrigen jungen Herren ist Urbany immer noch!« schlug die Fürstin Melanie zurück.

135 »Ich bitte Sie, Fürstin,« nahm nun die Markgräfin wieder das Wort, »er ist nicht gar so jung, wir haben als Kinder zusammen gespielt, und ich bin reif für Großmütterrollen.«

Die Fürstin biß sich auf die Lippen. Die Markgräfin hatte mit einem zweischneidigen Schwert gefochten. Sie hatte sich alt gemacht, erstens, weil die Welt wußte, daß die Fürstin noch um volle fünf Jahre älter war als sie. Die hochgeborenen Damen können von ihrem Alter nichts herunterlügen; denn da ist der Gothasche Kalender, der nicht
140 schmeichelt, und der niederträchtig genau ist. Wenn sie also schon so alt ist, wie alt mußte erst die Fürstin sein! Und zweitens hatte sie den Urbany alt gemacht, eigentlich um zu zeigen, wie jung *sie* sei.

»Das ist ein ganzer Roman, aber ein schlechter,« säuselte wieder eine der Tanten sanft.

»Ich sehe nichts Romanhaftes dabei,« entgegnete nun wieder die Fürstin. »Solche Geschichten sind doch in unseren Kreisen sehr alltäglich.«

»Ach, nicht doch!« wehrte die Tante sanft ab.

145 »*Sehr* alltäglich!« wiederholte die Fürstin mit scharfer Betonung, und damit hatte die Markgräfin wieder ihren Hieb weg. Denn es war bekannt, daß ihr eigener Bruder eine Tänzerin geheiratet hatte – und was für eine!

»Er hat sich unmöglich gemacht durch diese Heirat,« erklärte eine der anwesenden Anstandsdamen, die den Ausfall der Fürstin nicht verstanden hatte, »jene Person wird nirgends empfangen werden.«

»Ich *werde* sie empfangen,« sagte die Fürstin sehr bestimmt, um die ganze verehrliche Gesellschaft zu ärgern.

150 »Durchlaucht haben immer eine gewisse Vorliebe für das Absonderliche gehabt,« mischte sich ein eleganter alter Herr, eine abgethane diplomatische Größe ins Gespräch, mit Geschick für seine immerhin scharfe Bemerkung einen sehr gutmütigen und wohlwollenden Ton wählend.

»Das Absonderliche ist meist auch interessanter und bedeutender als das *Gewöhnliche!*« lautete die Antwort, die sich jeder auslegen konnte, wie er wollte.

155 »Leugnen Sie nicht, Durchlaucht, daß unser Urbany da wirklich eine Dummheit gemacht hat,« fuhr der Diplomat fort, der aus der Antwort der Fürstin nichts Besonderes für sich herausgefunden hatte, oder der es für angezeigt hielt, nichts

für sich herausfinden zu wollen.

»Jeder Mensch hat das Recht,« entgegnete die Fürstin, »in seinem Leben eine Dummheit zu machen. Wer von uns hätte sie nicht gemacht?«

160 »Ein schönes Recht!«

»Ein *gutes* Recht. Allerdings wird von diesem Recht manchmal ein allzu unbescheidener Gebrauch gemacht.«

»Das dürfte hier der Fall gewesen sein.«

»Möglich, – aber jedenfalls hat Urbany, wenn er eine Dummheit gemacht hat, sie auf eigene Gefahr und Unkosten und zu eigenem Schaden gemacht. Das pflegt nicht immer der Fall zu sein,« fuhr die Fürstin erbarmungslos fort.

165 Die Markgräfin glaubte nun doch Sr. Excellenz, dem abgethanen, dem Gott sei Dank abgethanen Diplomaten zu Hilfe kommen zu sollen und lenkte durch eine Zwischenbemerkung ein und ab. Am meisten kam aber Sr. Excellenz doch das Wetter zu Hilfe. Es war zu kalt, noch länger so dazustehen, die Komtessen hatten alle schon rote Nasen, und dann wurde es ihnen endlich doch zu fad, auf einem Fleck zu bleiben, wo die Militär-Musikbanda so verführerische Tanzweisen spielte. Den jungen Herren war die Geschichte schon längst zu fad geworden. Die jugendlichen Paare
170 flogen nun wieder in rhythmischem Schwung dahin; die Mütter und Tanten sahen sich plötzlich isoliert und zogen sich wieder auf ihre Observationsposten in den geheizten Glassalon zurück.

Am Morgen hatten die Zeitungen die Vermählungsnachricht gebracht, und am Mittag hatte sie schon jene Kommentare gefunden, die hier kurz angedeutet wurden, aber das war noch lange nicht alles. Die wichtigsten Kreise, in welchen sich Urbany zu bewegen pflegte, gelangten erst in den Abend- und Nachtstunden dazu, sich mit der
175 befremdlichen Thatsache abzufinden und Stellung zu ihr zu nehmen.

Am raschesten ging das im Jockey-Klub. Da machte man nicht viele Worte. War es die Scheu davor, im Hause des Gehenkten vom Stricke zu reden – solche fatale Geschichten waren ja doch so oft schon vorgekommen, – oder war es, weil aus gewissen Gründen niemand den ersten Stein aufheben und werfen wollte, – genug, die Sache wurde, so gut es ging, übergangen. Höchstens, daß der eine oder der andere, indem er sich zur Kartenpartie hinsetzte, seine Meinung
180 in das kurze, aber vielsagende Urteil zusammenfaßte:

»Der Esel!«

Viel wortreicher gestalteten sich die Diskussionen im Extrazimmer des Hotels, in welchem sich die Schauspieler des *-Theaters nach der Vorstellung zusammenzufinden pflegten. Wie oft war da Graf Urbany in ihrer Gesellschaft gewesen. Sie erinnerten sich mit Vergnügen daran; denn es ging immer hoch her, wenn er dabei war. Obschon selbst
185 ziemlich schweigsam, liebte er es doch, sich von einer lauten Heiterkeit umbranden zu lassen. Er lächelte nur stillvergnügt mit darein, wenn alles um ihn herum in übermütiger Lustigkeit aufschäumte. Er that, was er konnte, um einer fröhlichen Stimmung zum Durchbruch zu verhelfen. Leopold, der Zahlkellner, verstand den Wink seines Auges. Es wurde aufgetragen, was gut und teuer war, und wenn beim Aufbruch einige aus der Gesellschaft wenigstens der Form halber nach der Rechnung verlangten, so war eine lächelnde Verbeugung Leopolds die einzige Antwort darauf.
190 Es war alles schon geordnet, und ein weiteres Wort wurde darüber nicht verloren.

Schon auf der Bühne, in den Garderoben und hinter den Coulissen hatten sie an diesem Abende, wo es ging, die Köpfe zusammengesteckt, aber zu einer rechten Aussprache war man da doch nicht gekommen. Darum waren sie dieses Mal, Männlein und Weiblein, hastiger noch als sonst beim Abschminken, um nur ja recht rasch in ihr Extrazimmer zu kommen. Ganz ungetrübt war aber auch in diesem Kreise die Freude über den Vorfall nicht. Nicht
195 etwa, daß der Neid sich geregt hätte über das glückliche Los einer Kollegin, – Schauspieler und Schauspielerinnen sind ja bekanntlich vollkommen neidlos! – was sie verdroß, das war die Geheimniskrämerei, die da getrieben worden war. So selbstlosen und diskreten Freunden hätte man sich doch wirklich unbedenklich anvertrauen können.

Der berühmte Held und Charakterspieler, der große Wellmer, war da um einen schönen Effekt gekommen. Wie gut hätte es sich gemacht, wenn der Graf jene liebliche Menschenblume – »liebliche Menschenblume« hatte er sich selbst
200 ausgedacht – aus seiner Hand entgegengenommen hätte. Er betrachtete sich ja nicht nur als den Führer, sondern auch als den väterlichen Freund und Berater jener Künstlertruppe. Seine Stimme hätte dabei gebebt, er hätte eine zitternde Thräne erhabener, männlicher Rührung im Auge zerdrückt – darin war er bedeutend, er hat es bewiesen! –, er hätte den Bräutigam umarmt und die Braut, er hätte sie gesegnet, ja wohl, er hätte sie auch gesegnet, und seinen Freund Hindenberg von der »Morgenpost«, der die Notizen über so ergreifende Momente an die Blätter zu verschicken
205 pflegte, hätte er auch dazu eingeladen, und nun war es doch mit alledem nichts. Er bedauerte das lebhaft; nicht im eigenen Interesse; denn was hätte er davon gehabt? – sondern im Interesse des jungen Ehepaares, das zum eigenen Schaden es unterlassen hatte, sich seiner schätzbaren Mithilfe zu versichern. Er wäre ja dazu zu haben gewesen. Sah er denn aus wie einer, der nicht zu jedem Opfer bereit ist, wenn der Ruf an ihn ergeht, und nun gar für eine Kollegin! Daß die Leute doch nicht begreifen wollen, daß alles, alles in der Welt arrangiert und in Scene gesetzt werden muß!
210 Was haben sie nun von der ganzen Heiraterei? Blitzdumm haben sie es angestellt.

Der große Wellmer hielt es nicht für nötig, seinen ganzen Gedankengang der verehrlichen Corona zu unterbreiten, er begnügte sich damit, sie mit dem Endresultat desselben bekannt zu machen.

Die ganze Gesellschaft befand sich da in einer etwas schwierigen Lage. Wenn der französische Menschenverächter recht hat mit seinem Worte, daß es im Unglück selbst unserer besten Freunde immer etwas giebt, was uns zur Freude oder zur Genugthuung gereicht, so darf man wohl auch auf das Umgekehrte schließen, daß nämlich andererseits im Glück unserer Freunde immer auch etwas stecke, was uns Verdruß bereitet. Nun ging es aber doch nicht gut an, einen solchen Verdruß, wenn er wirklich vorhanden gewesen sein sollte, offenkundig zu zeigen. Man tauschte also seine Ansichten auf so unsicherer und unbequemer Grundlage in geschraubter und gewundener Wortfülle aus, ohne doch etwas Rechtes zu sagen. Erst die Seeberger, die große Seeberger, die als letzte in das Zimmer hereingerauscht kam, brachte den richtigen Gefühlston in die Versammlung. Sie hatte an diesem Abende die »Jungfrau von Orleans« gespielt, hinreißend gespielt, und noch ganz durchglüht von dem Feuer und dem Zauber der Schillerschen Dichtung warf sie das tiefempfundene Wort hin:

»Kinder, die Wildauer hat doch ein riesiges Schwein!«

Jetzt war der richtige Ton gefunden, der Bann war gelöst, und nun erst kam die Unterhaltung über das Familienereignis so recht in Fluß. Ja wohl, Familienereignis! Denn die Mitglieder des *-Theaters fühlten sich als Kinder einer Familie, die sich alles Gute von Herzen gönnen. So sind nämlich die Schauspieler. –

Auch im Kasino des Künstlerhauses blieb man an dem Abende länger munter als sonst. Franz Rummel, der bekannte Bildnismaler, der Oberleibmaler der meisten europäischen Höfe, mußte erzählen, und jetzt durfte er es ja. Er war nämlich der Brautführer der Fritzzi Wildauer gewesen. Er hatte also zu den Eingeweihten gehört, und er hatte bewiesen, daß er ein Geheimnis zu hüten wisse. Hier ward nun der sensationellen gesellschaftlichen Episode die wohlwollendste und wohl auch verständigste Beurteilung vor allen sonstigen Zirkeln Wiens zu Teil. Wirkliche Künstler lassen sich durch ein rein äußerliches aristokratisches Element nicht so leicht imponieren; davor schützt sie das echte aristokratische Element, das in ihnen selbst ruht, und wären sie auch in einer Bauernhütte geboren. Nur hier war man unbefangen genug, abzuschätzen, auf welcher Seite eigentlich das große Glück sei, und man einigte sich schließlich dahin, daß beide Teile gleichmäßig zu beglückwünschen seien. Man könne seine Freude haben an dem Paare.

»Bei der ganzen Geschichte,« sagte Franz Rummel, »muß ich an Freund Munkácsy denken. Als dieser unter der Ministerschaft Beusts die ›eiserne Krone‹ erhielt und dadurch in den Ritterstand erhoben wurde, da war es Graf Beust, der ihm die erste Gratulationsdepesche sandte. Sie lautete: ›Anläßlich Ihrer Erhebung in den Adelsstand beglückwünsche ich von Herzen – die Aristokratie!‹« – –

Während man sich aber in Wien solcher Art die Köpfe zerbrach über das neuvermählte Paar, saß dieses bereits traulich im herrschaftlichen Schlosse zu Urbanyfalu, einem Gute des Grafen in Ungarn. –

* * *

245

Zweites Kapitel.

Es war Fritzis Idee gewesen, daß keine eigentliche Hochzeitsreise gemacht werden sollte; sie wollte gleich nach der Trauung von Wien »durchgehen« und sich irgend wohin »verkriechen«. Die Vorstellung einer Hochzeitsreise hatte für sie etwas Abschreckendes und etwas Abgeschmacktes. Sie war außer stande zu begreifen, wie die Institution der Hochzeitsreisen überhaupt eine solche internationale Geltung habe gewinnen können. Den Bekannten vorderhand aus dem Wege zu gehen, ja, das hatte Sinn und Verstand, sich aber dafür Tag für Tag den neugierigen Blicken immer anderer Fremder auszusetzen, sich von diesen mustern und belächeln zu lassen, das hatte keinen Verstand. Es ist eine schöne Sache um das Reisen, aber man soll auch die entsprechende Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit dazu mitbringen. Wie sollen aber zwei Menschen, die in den ersten Tagen ihrer Honigwochen leben, noch Interesse übrig haben für irgend etwas auf der Welt, was nicht in direkter Beziehung zu ihrem Glück und zu der Ursache ihres Glückes steht. Man belastet sich mit körperlichen Strapazen, mit Strapazen für Geist und Gemüt zu einer Zeit, wo jede Anregung von außen sich nur störend fühlbar machen kann; man ringt einer berechtigten keuschen Zurückhaltung ein Opfer ab, man stürzt sich in den Strom der Menschen, wo nichts köstlicher dünkt als eine stille, weltverlorene Abgeschlossenheit, – und all das ohne ersichtlichen Zweck.

Urbany hatte dem Wunsche Fritzis sofort nachgegeben und telegraphisch Befehl erteilt, daß das Schloß Urbanyfalu zu ihrem Empfang bereit gehalten werde. Auch ihm war der Gedanke sympathisch, sein junges Glück in stiller

Zurückgezogenheit zu genießen. Er hätte auch eine Reise unternommen, wenn Fritzi es gewünscht hätte; denn mehr
265 als der eigene war ihm ihr Wille maßgebend. Er hatte auch schon den Plan zu einer großen Reise durch Europa
entworfen, aber lediglich in der Meinung, daß er dadurch ihrem Wunsche entgegenkommen würde. Natürlich ließ er
nun den Plan gerne fallen.

Die Vermählten fuhren von der Kirche weg zum Bahnhof. Vor der Kirche hatte, damit kein Aufsehen verursacht
werde, ein einfacher Fiaker und nicht die gräfliche Kutsche mit dem betreuten Diener und dem herrschaftlichen
270 Kutscher ihrer geharrt. Die Kirche selbst – so gut war ihr Geheimnis gehütet worden – war während der Trauungs-
Ceremonie fast ganz leer gewesen. – Nach einer vierstündigen Eisenbahnfahrt verließen sie den Waggon, um nun
noch eine Stunde über Land nach Urbanyfalu zu fahren.

Ein in reizvollem Barockstil ausgeführter, reichvergoldeter Schlitten, dem vier edel gezogene Jucker, durchwegs
prächtige Schimmel, vorgespannt waren, harrte ihrer. Ein Banderium von vierundzwanzig Bauernburschen, die sich
275 und ihre Rößlein festlich herausgeputzt hatten, empfingen sie mit brausenden Zurufen, aus welchen dann grell die
feurigen Klänge des Rakoczy-Marsches herausstachen, der von der zum Bahnhof beordneten Zigeuner-Musikbande
mit landesüblicher Begeisterung heruntergefiedelt wurde. Urbany warf dem Primas der Zigeuner ein fürstliches
Trinkgeld zu, hob seine junge Gemahlin in den Schlitten und setzte sich dann zu ihr und breitete die Pelzdecke
sorglich über sie.

280 Das Banderium formierte sich vor dem Schlitten zum Zuge. Die Reiter gaben ihren flinken Rossen die Sporen, der
Kutscher ließ die Peitsche über das Viergespann sausen, und mit Windeseile flog nun der ganze Zug durch die
winterliche Abendlandschaft.

Fritzi schmiegte sich an Urbany, als sei sie beängstigt durch die sausende Fahrt.

»Fürchte nichts, Fritzi,« redete ihr Urbany zu. »Man fährt bei uns einmal so. Im Reiten und im Fahren wollen sich die
285 Ungarn nicht spotten lassen. Uebrigens sind die Pferde vollkommen verlässlich; es sind« – und er nickte ihr zu – »die
Pferde der Gräfin, und die müssen fromm und verlässlich sein.«

»Oh, Rudi, ich fürchte mich nicht. Bei dir fürchte ich mich vor nichts auf der Welt. Ich bin so glücklich!«

»Das sollst du gar nicht sagen, Fritzi!«

»Warum nicht, Rudi?«

290 »Weil ich dann nicht weiß, was ich sagen soll!«

»Rudi?«

»Was denn?«

»Du bist doch ein Esel!«

»Warum denn?«

295 »Weil du mich genommen hast.«

»Fritzi?«

»Was denn?«

»Von uns beiden bist du doch die Dummere!«

»Warum denn?«

300 »Na, – ich meine nur so. Das wollen wir jedenfalls gleich feststellen und beschließen, daß ich der Gescheitere bin.«

»Oho!«

»Ja wohl, Fritzi, das müssen wir beschließen. Ich habe darüber nachgedacht; es bleibt mir nämlich sonst gar nichts
übrig, rein nichts, und irgend etwas sollte der Mann ja doch voraushaben.«

»Rudi?«

305 »Was denn?«

Sie hatte eigentlich nichts sagen wollen; er sollte sich nur zu ihr neigen, um sie zu hören. Das that er, und die
Gelegenheit war günstig. Eine Wolke des aufgewirbelten Schnees umfing sie, die Dämmerung, die ihren Schleier über
sie breitete, that das Übrige; die Reiter stürmten dahin und schriean dazu wie besessen; sie hatten mit sich selbst
genug zu thun, der Kutscher saß reglos vor ihnen – Fritzi drückte ihrem Gatten einen Kuß auf den Mund, so rasch, so
310 heimlich und verstohlen, als sei es süße Sünde.

Fritzi stutzte plötzlich. Sie hörte schon wieder die Klänge des Rakoczy-Marsches.

»Ja, sind uns denn die Zigeuner auf Flügeln des Gesanges vorausgeeilt?« fragte sie erstaunt.

»Nein, Schatz,« erwiderte er lachend. »Das ist wie der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel. Das sind jetzt nämlich wieder andere Swinegel!«

315 Bald verriet auch ein Lichtschimmer in der Ferne, daß man sich dem Schlosse nähere. Der Lichtschein wurde immer größer und heller, noch wenige Minuten, und der Schlitten hielt vor dem Schloßportal. Es war inzwischen ganz dunkel geworden, und die hundert brennenden Fackeln, die von der aufgebotenen Dorfbewohnerschaft gehalten wurden, thaten gute Dienste. Alle waren sie da, Männer und Frauen, die letzteren bei so einem Anlaß zurückzuhalten, hätte
320 da, und die, die nicht hatten mitlaufen können, die wurden auf dem Arm getragen. Wer aber glauben sollte, daß da alles drunter und drüber und durcheinander gegangen sei, der würde groß irren. Der ungarische Bauer weiß, was sich schickt, zumal bei festlichen Anlässen. Die Fackelträger bildeten einen Halbkreis um das Schloßportal, auf dessen erhöhten Stufen der Graf mit seiner Gemahlin stand. Das Volk scharte sich um die Fackelträger, die nur gerade den Platz dem herrschaftlichen Paare gegenüber für die Zigeuner freigelassen hatten. Den äußersten Kreis bildeten dann
325 die Reiter des Banderiums.

Als nun alles so aufgestellt war, da traten der alte Dorfrichter, der Dorfnotar und Dorfschulmeister, als die Honoratioren und die Spitzen der Intelligenz, in die Mitte des Halbkreises – die Zigeuner ließen ab vom Rakoczy-Marsch, und die lärmenden Zurufe verstummten, und der Dorfrichter, ein in der Fülle der Gesundheit strotzender Greis, hub an eine Rede zu halten.

330 Fritz verstand kein Wort von dem, was der Dorfrichter sprach, aber sie konnte sich nicht genug wundern über den Anstand und die bei allem Pathos doch so fließende und zusammenhängende Art der Rede, über ihren äußern rhetorischen Charakter, über die eindrucksvolle Gebärde, mit einem Worte über den ganzen Vortrag, der für sie fast die Unkenntnis der Sprache aufhob. – Als der Dorfrichter unter der tosenden Zustimmung der Leute geendet hatte, blieb er stehen, der Rede des Grafen gewärtig. Und die andern warteten auch lautlos auf die Rede. Die Ungarn sind
335 geborene Redner, fast könnte man sagen geborene Parlamentarier, und ohne Reden kann auch nicht die geringste festliche Veranstaltung vor sich gehen.

Der Graf hatte den Worten des greisen Dorfrichters entblößten Hauptes zugehört, und so stand er auch nun da, als er ebenfalls in zusammenhängender Rede antwortete. Er sprach zu den Leuten in ihrer Sprache, und wieder verstand Fritz kein Wort von dem Gesagten; wie sie aber aufblickte zu dem vom Fackelscheine erhellten Haupte ihres Gatten,
340 da überkam sie etwas wie ein Gefühl der Ehrfurcht vor dem Manne, der da in seiner ruhigen Würde so recht wie ein Vater seiner Untergebenen erschien. Wie er so dastand, bot er das Bild einer ernsten, männlichen, kraftvollen Erscheinung. Seine hohe Gestalt erschien wie aus Erz gegossen, und wie aus Erz gegossen auch der ernste Kopf auf dem starken und geschmeidigen Nacken. Er trug sein dunkles Haupthaar kurz geschoren, und sein kräftiger, dichter und beträchtlich langer Bart, der sich nach unten zu etwas verjüngte, hatte feste und bestimmte Form. Sein Antlitz war
345 tief gebräunt, und nur die obere Hälfte der Stirne, die dem Sonnenbrande und Wind und Wetter nicht ausgesetzt ward, zeigte die ursprüngliche, scharf abgegrenzte hellere Farbe.

Urbany sprach eindringlich zu seinen Leuten, und als er zum Schlusse die Hand seiner neben ihm stehenden Gattin ergriff und mit Worten und bezeichnender Gebärde die neue Herrin der Liebe des Volkes empfahl, und als er sie endlich selbst in die Arme schloß, da erhob sich ein Jubel, der keine Grenzen mehr kannte. Die Bauern stürzten
350 herbei, um der Herrin die Hände und den Saum des Kleides zu küssen; die Bäuerinnen sprachen Segenssprüche über sie und hoben die Kinder zu ihr empor, damit auch diese in späteren Tagen sollten erzählen können von der neuen Herrin, die so schön war wie eine Heilige.

Dieser elementare Ausbruch einer Begeisterung und einer noch durch nichts verdienten Liebe bewegte Fritz tief, und mit Thränen in den Augen versuchte sie es erst, die Huldigungen abzuwehren, um sich schließlich ihnen doch fast
355 willenlos zu überlassen. Auf einen Wink des Grafen fielen die Zigeuner wieder in ihren Rakoczy-Marsch ein, noch eine letzte brausende Éljen-Salve, und die Menge folgte den voranschreitenden Musikanten ins Gemeindegewirtshaus, wo schon für sie auf Kosten des Grafen ein festliches Mahl bereit gehalten wurde, wobei natürlich auch ein ansehnliches Stückfaß aus den gräflichen Kellereien nicht fehlte.

Nun erst betrat das neuvermählte Paar das hellerleuchtete Stiegenhaus, das in seiner marmornen Pracht und seiner
360 reichen Vergoldung einen festlichen Anblick darbot. Auf der Treppe zum ersten Stockwerke bildeten zwanzig reich galonnierte Lakaiken Spalier, und auf dem obersten Absatze der Treppe warteten die Wirtschafterin und eine Anzahl von Zofen, bereit zum Dienste für die neue Herrin.

Die Begrüßung durch den Rentmeister und das Personal der Gutsverwaltung, sowie die von ihnen dargebrachten Glückwünsche mußten auch noch überstanden werden, und nun erst sahen sich die beiden allein in dem
365 Prunkgemache, das durch ein mächtiges Feuer in dem ungeheuren Marmorkamine wohlig durchwärmt war. Auch Fritz hatte Sinn und Verständnis für die dekorativen Künste, und so mächtig auch in ihr all die neuen Eindrücke der

letzten Stunden nachwirkten, so bemerkte sie doch mit künstlerischer Freude und Anteilnahme die üppige Pracht des im Stile der Hochrenaissance ausgeführten Marmorkamins, sowie die edlen und feinen Verschnörkelungen des kostbaren Lustres.

370 »Wir sind zu Hause, Fritzi,« sagte Urbany bewegt. »Gott segne deinen Einzug!«

»Oh, Rudolf! Mir ist's, als lebte ich in einem Traum!«

Der Haushofmeister erschien, um an ihre gräfliche Gnaden die Frage zu richten, zu welcher Stunde serviert werden dürfe. Fritzi mußte sich erst umsehen, ob das sie anging, und dann fing sie zu lachen an. Es kam ihr so komisch vor, daß nun sie all diese ernsten und schweigsamen Marionetten dirigieren sollte.

375 »Zu welcher Stunde?« erwiderte sie munter. »Das muß die Köchin wissen! Für welche Stunde hat sie sich denn eingerichtet?«

»Gräfliche Gnaden werden zu jeder Stunde, die Sie befehlen, serviert werden.«

»Nun dann – in einer Stunde. Ich laß die Köchin schön grüßen, und ich habe einen kolossalen Hunger mitgebracht.«

Der Haushofmeister verneigte sich und verließ lautlos das Gemach.

380 »Also bei uns kann man speisen, wann man will,« sagte hierauf Fritzi lachend zu ihrem Gatten. »So eine Köchin –«

»Ich bitte um Entschuldigung,« unterbrach sie Urbany, »wenn Monsieur Théodore Méricourt in seinem Atelier, d. i. in der Küche, erfährt, daß er mit einer Köchin über einen Kamm geschoren wird, dann wird er in gekränktem Künstlerstolze sich bewogen fühlen, mir die Verträge zu kündigen und seine Pässe zu verlangen. Andererseits müßte allerdings ich ihm seine Pässe zustellen, wenn wir essen müßten, nicht wann wir wollen, sondern wann *er* will.«

385 »Du, Rudi! Das wird noch 'was brauchen, bis ich mich da hineinfinde, eine große Dame zu sein!«

»Bleib', wie du bist, Fritzi!«

»Bin ich dir wirklich recht so, wie ich bin?«

»Bin ich dir's?«

390 »Hätt' ich dich sonst genommen, Rudi? Bah, ich hätte dich doch nicht genommen, trotz alledem und alledem! – Nein! Jetzt nicht, Rudi. Jetzt – schön brav sein, sag ich – jetzt kriegst du keinen Kuß! Jetzt – wo sind denn meine Gemächer? Denn ich habe doch wahrscheinlich ›Gemächer‹, gleich ein halbes Dutzend. Jetzt wird erst der Reisetraub abgeschüttelt, und in einer Stunde habe ich das Vergnügen, Ew. Liebden beim Diner zu sehen. Adieu!« Und trällernd tanzte sie zur Thüre, die ihr Urbany mit der Hand gewiesen hatte.

»Fritzi!«

395 Sie sprang zurück, warf sich ihm doch an den Hals, gab ihm doch den erflachten Kuß und huschte dann rasch zur Thüre hinaus in ihre »Gemächer«, wo schon die Zofen ihrer harrten, um ihr bei dem Wechsel der Toilette behülflich zu sein.

Sie hatten sich nicht verabredet, und doch hatten beide denselben Gedanken gehabt; beide hatten sich zu dem Mahle, das sie zu zweit einnehmen sollten, gekleidet wie für eine große festliche Versammlung. Urbany erschien, angethan mit den Attributen feierlich erhöhter moderner Männlichkeit, im Frack, in Lackschuhen und mit weißer Kravatte, die
400 blendende, von der Weste weitumrahmte Hemdbrust, zusammengehalten durch einen Diamantknopf.

Fritzi hatte ein schwarzes Spitzenkleid angezogen. Das Kleid hatte keine Ärmel und hatte vorne und am Nacken einen Ausschnitt. Sie hatte eine natürliche Vorliebe für dunkle Farben; denn diese kleideten sie besser und bildeten eine wirksame Folie zu ihrer kapriziösen Schönheit. Der Zauber ihres goldroten Haares kam erst bei dunkler Gewandung zur vollen strahlenden Geltung und so auch der wunderbare Blütenglanz ihres Gesichtes und ihres schneeigen
405 Nackens. Zu dem fließenden Golde ihres Haares bildeten ihre großen schwarzen Augen und zu der junonischen Gestalt ein keck aufwärts strebendes Näschen, sowie der lachende Mund, der Zähne von beneidenswerter Tadellosigkeit zeigte, einen auffälligen Gegensatz, dessen eindrucksvoller Wirkung sich wohl das Auge keines Mannes entziehen konnte, und nun gar erst das Auge des liebenden und geliebten Mannes!

»Wie schön du bist, Fritzi!« rief Urbany aus, als sie das Speisezimmer betrat, wo er sie bereits erwartet hatte.

410 »Du hast dich auch schön gemacht, Rudi!«

»Ja wohl, – meinen schönsten Frack! Man heiratet ja nicht alle Tage!«

»Siehst du, – das habe ich mir auch gedacht. Jetzt denken wir uns, daß da eine große Menge Menschen uns begaffen, und seien wir froh, daß sie nicht da sind!«

»Ja, Gott sei Dank, daß sie nicht da sind! Seien wir froh!«

415 »Du, Rudolf?!«

»Was denn, Fritzi?«

»Sieh' mich einmal an. Nein, – artig sein, sonst geh' ich fort. – Rudolf! Also ich geh'. Adieu!«

»Nein, bleib'! Bitt' dich, bleib'!«

»Aber dann brav sein?!«

420 »Gut.«

»Also, du hast's versprochen! Nun sieh mich an!«

»Ich thu' ja nichts anderes!«

»Bemerkst du nichts?«

»Oh, ja, – schön bist!«

425 »Bemerkst nichts?«

»Was meinst?«

»Nicht ein Stückerl Schmuck hab' ich angelegt. Ich habe mir gedacht, justament muß ich dir so recht sein, wie ich bin, auch ohne die Diamanten, die du mir geschenkt hast.«

»Fritzi, du brauchst keine Diamanten, um schön zu sein!«

430 »Siehst du, das ist einmal vernünftig geredet!«

»Ich habe dir ja schon vorhin gesagt, daß ich ein sehr gescheiter Mensch bin!«

»Ja – dann allerdings! Aber« – und sie schlug ihm dabei auf die Hand, – »benimmt sich ein gescheiter Mensch so? Warte, dir werden wir die Mucken gleich austreiben.« Sie drückte auf den Elfenbeintaster auf dem Tische, und Urbany fuhr verlegen zurück, denn in demselben Moment trat der Haushofmeister ein. Er blieb in der Nähe der Thüre
435 stehen und dirigierte von da aus mit den Augen die zwei Lakaien, die bald nach ihm eingetreten waren und nun das Mahl auftrugen. –

»Man speist nicht schlecht bei mir,« sagte Fritzi, als sich die Dienerschaft, nachdem das Mahl eingenommen war, wieder entfernt hatte; dabei lehnte sie sich auf ihren Sessel weit zurück und schlürfte die letzten Tropfen eines schweren süßen Weines aus dem kunstvoll geätzten Krystallgläschen. »Gut war's!« bestätigte sie ihr Urteil noch

440 einmal, das Glas niederstellend, und ihre Augen glänzten.

»Du, Rudi!« schwatzte sie dann weiter, »warum habe ich denn keinen Champagner bekommen?«

»Willst du ihn?«

»Nein, ich trinke ihn nicht gern, aber auffällig ist's mir doch, daß ich zu meiner Hochzeit keinen Champagner bekommen habe. Warum habe ich keinen Champagner bekommen?«

445 »Rate einmal!«

»Du hast keinen!«

»Oho!«

»Nun, – er könnte ja ausgegangen – und noch nicht zurückgekommen sein!«

»Falsch! Es wird Ordnung gehalten im Keller.«

450 »Also, warum nicht?«

»Das sollst du erraten.«

»Weil – weil du nicht daran gedacht hast!«

»Wieder falsch!«

»Dann kann ich's nicht erraten.«

455 »So will ich dir's sagen! Alles, was wir heute gegessen und getrunken haben, ist auf unserem, nun auf *deinem* Grund und Boden gediehen. Der Champagner wächst aber in unseren Komitaten nicht, und darum hast du keinen bekommen. Nun wollen wir aber doch ein Glas trinken – willst?«

»Nein, ich danke dir, ich mag ihn nicht. – Alles auf eigenem Grund! Höre, Rudi, das ist ja großartig! Ich muß mich in

den großen Stil erst hineinflnden. Rudi, schenk' mir einen Tausender.«

460 Urbany lachte. »Aber Kind, – mit tausend Freuden!«

»Nein, bleibe sitzen; ich will ihn gar nicht, den Tausender. Was sollte ich auch damit? Ich wollte nur die Probe darauf machen, was aus mir geworden ist. Ich weiß bestimmt, daß in unserem Elternhause niemals ein Tausender im Hause war, wie hätte der auch in eine Schullehrerfamilie hineingeraten sollen! Als Schauspielerin habe ich mich dann doch mindestens ein Vierteljahr lang ehrlich plagen müssen, um zu einem Tausender zu kommen, und nun brauche ich nur
465 den Mund aufzuthun und zu sagen: Ich will einen Tausender! und ich habe meine tausend Gulden.«

»Du brauchst deshalb den Mund nicht einmal aufzuthun, Fritzi; denn alles, was mir gehört, gehört auch dir.«

»Rudi, weißt du, ich bin dir gegenüber sehr im Nachteil.«

»Wie so denn?«

»Du kriegst nur mich und sonst nichts!«

470 »Das ist schon etwas, Fritzi!«

»Ah! wie liebenswürdig!«

»Es ist sehr viel, es ist tausendmal mehr, als ich dir je im Leben bieten kann!«

»Du bist gut!«

»Das bin ich nicht, ich bin nur der Gescheitere von uns beiden. Wenn wir gewissermaßen ein Tauschgeschäft gemacht
475 haben, so bin ich derjenige, der bei dem Geschäft profitiert!«

»Weißt du, mein lieber Freund, daß es sich für einen Ehemann nicht schickt, seiner Frau Liebeserklärungen zu machen.«

»So sagt wenigstens die Salburg auf der Bühne!«

»Ja wohl, die ›Wogende‹.«

480 »Warum die ›Wogende?«

»Weil sie die großen Leidenschaften durch das Wogen ihrer Schlüsselbeine zum Ausdruck bringt.«

»Ah, du beleidigst die Salburg, das verdient Strafe.«

»Sitzen bleiben, Rudi! Sag', hätt' ich das nicht sagen sollen?«

»Warum denn nicht?«

485 »Du mußt nicht böse sein, Rudi, wenn ich manchmal wie ein Gassenbub rede. Das ist noch eine schlechte Gewohnheit vom Theater her. Das thue ich auch nur, wenn wir allein sind. Wenn jemand dabei sein wird, werde ich schon fabelhaft großartig und würdig sein, – du wirst sehen!«

Urbany erwiderte nichts, er sah seine Frau nur an, strahlend von innerer Glückseligkeit. Es war still im Gemach, und von der Dorfschenke her klangen die Töne der Zigeunermusik leise herein.

490 »Horch! Die Musik!« sagte Fritzi, und wieder lehnte sie sich zurück und breitete ihre weißen Arme weit aus. »Oh, Rudolf, ich bin glücklich!«

Rudolf stand neben ihr und ließ ihr goldenes Haar durch seine Finger gleiten.

»Du, Rudolf,« sagte sie, ihn umschlingend. »Ich möchte etwas sagen!«

»Sag's!«

495 »Es ist aber etwas Dummes!«

»Sag's!«

»Etwas sehr, sehr Dummes!«

»Je dümmer, desto besser!«

»Du wirst aber vielleicht böse sein?!«

500 »Ich werde es nicht sein!«

»Weißt, Rudolf, ich möchte – man will doch wissen, daß man Hochzeit hält – ich möchte an meinem Hochzeitstage – tanzen mit dir!«

Urbany lachte hell auf.

»Soll ich also die Zigeuner kommen lassen, daß sie uns aufspielen?«

505 »Ach nein! Hier? Das wäre ein öder Spaß. Nein! Wir sollen ins Wirtshaus gehen, zu den Leuten, – die haben mir so gut gefallen. Dort wollen wir eins miteinander tanzen! Nicht wahr, das ist dumm?«

»Ich lasse anspannen, und wir fahren zur Schenke.«

»Ach nein! Das würde mir die Freude verderben! Ich möchte zu Fuß –«

»Es schneit!«

510 »Was thut das! Mir schadet's nicht und dir, dem Jägersmanne, gewiß auch nicht. Zu Fuß, an deinem Arme, durch die finstere Nacht – so wollen wir uns hinschleichen und dann wieder fortstehlen. Wir brauchen doch heute die livrierten Bengel nicht immer um uns zu haben.«

»Also auf!« rief Urbany, der auch seinerseits von der Idee entzückt war. »Nimm einen Pelz, und die Expedition kann beginnen!«

515 »Rudolf, hol' du mir den Pelz. Ich will nicht in meine Gemächer hinübergehen, ich mag die Frauenzimmer nicht mehr sehen, heute nicht. Schicke sie fort.«

Rudolf holte ihren Pelz und hüllte sie sorglich ein in denselben; er selbst warf einen weiten Mantel um, und dann schlichen sie wie zwei Diebe aus dem Schlosse, heimlich wie die Diebe und glücklich – glücklich wie Liebende. Wir suchen vergeblich auch da nach einem Vergleiche. Nichts und niemand auf Erden kann glücklicher sein als ein seliges
520 Liebespaar. –

Se. Hochgeboren, der Graf Rudolf Urbany, erblicher Kämmerer und Truchseß Sr. Majestät des Kaisers, Magnat von Ungarn, Herr auf Urbanyfalu, Bessenyö, Berzova und Holdjenö, und seine junge Gemahlin tanzten ihren Hochzeitstanz in der Dorfschenke bei den Klängen der Zigeunermusik. –

525

* * *

Drittes Kapitel.

530 **F**ranz Rummel war zu Anfang der achtziger Jahre, in diesen spielt unsere wahrhaftige Geschichte, einer der gesuchtesten Bildnismaler von Wien. Er hatte sich etwa zehn Jahre vorher als blutjunger Anfänger durch einige Gemälde historischen Genres bemerklich gemacht. Seine Technik war eine ungewöhnlich gut ausgebildete. Der zünftigen Kritik erschien sie freilich als eine etwas gar zu saubere und glatte, aber dem Publikum, das sich für die Kunst interessierte, und namentlich dem Publikum, das die Neigung und die Mittel hatte, Bilder zu kaufen, gefiel sie
535 ausnehmend gut. Man huldigte zwar auch damals schon der genialen Skizzenhaftigkeit, die sich damit begnügt, die künstlerischen Intentionen anzudeuten, und die sich davor zu fürchten scheint, daß diese durch eine sorgsame Ausführung eine Einbuße erleiden könnten, aber diese Huldigung war doch gerade so wie auch heute noch eine mehr theoretische und platonische. Die Leute, die ihr Geld in Kunstwerken anlegen, möchten dafür doch etwas Fertiges haben; sie begnügen sich nicht mit den Andeutungen künstlerischer Absichten, sie wollen diese auch verwirklicht
540 sehen. Wenn man einen Franz Rummel kaufte, da hatte man doch etwas für sein Geld. Er führte die Details mit außerordentlich liebevoller Sorgfalt durch. Wenn er einen persischen Teppich auf einem Bilde anbrachte, so konnte man die Textur desselben mit der Lupe verfolgen. In Künstlerkreisen, namentlich in solchen, in welchen man mit der strengen Technik auf gespanntem Fuße stand, ward ihm diese »Tiftelei« stark verargt, umsomehr verargt, je zahlreicher das Publikum war, das durch sie gewonnen wurde; aber das hinderte nicht, daß seine Kunstweise von der
545 Welt der Laien rückhaltlos anerkannt wurde. Insbesondere die Frauen hatte Rummel ganz für sich gewonnen. Niemand konnte Frauen malen so wie er, so nach dem Geschmack und nach dem Herzen der Frauen. So ein Bild konnte man doch ansehen und ansehen lassen, und man konnte daran seine Freude haben. Für Rummel blieb, wenn er ein Bildnis malte, die Persönlichkeit, die er darzustellen hatte, die Hauptsache. Das ist nicht immer so selbstverständlich bei unseren großen Bildnismalern, wie man glaubt. Das sind Künstler; ihnen ist in erster Linie die
550 Kunst die Hauptsache, die malerische Wirkung, die künstlerische Wirkung im allgemeinen, der koloristische Reiz, das Helldunkel, das Arrangement und Gott weiß, was noch. Das arme Original kommt dabei oft zu kurz, und darf nicht einmal mucksen. Damit gäbe man sich ja ein Armutszeugnis, wenn man die künstlerischen »Qualitäten« nicht zu würdigen weiß.

Wie manche schöne Frau hat sich in Wien die Äuglein rot geweint, nachdem sie von Lenbach gemalt worden war. Die
555 Kunsthistoriker freilich, die werden noch nach fünfhundert Jahren ihre Freude an dem interessanten Kunstwerk haben.
Sie werden sich die Köpfe zerbrechen über die scheinbar so einfache und im Grunde doch so komplizierte Technik
des merkwürdigen und großen Meisters, von dem leider nur Porträtskizzen auf die späte Nachwelt gekommen sind.
Von welcher Vollendung mögen die fertigen Bilder dieses seltenen Meisters gewesen sein! Ein unersetzlicher Verlust,
daß sie der späten Nachwelt nicht erhalten blieben! Wie mag der Mann, der ein Auge so zu zeichnen verstand, erst die
560 Hände gezeichnet und psychologisch belebt und beseelt haben. Wie schade, wie jammerschade, daß keine einzige
ordentlich ausgeführte Hand von dem Meister sich erhalten hat. Und dieser feine Sinn für Stimmung, für den Zauber
des Helldunkels, diese feinen grauen Schatten und dieses Licht im Schatten; nichts kann köstlicher sein! So vielleicht
die Kunsthistoriker in fünfhundert Jahren, einstweilen aber weint die schöne Frau weiter um ihr verpfushtes Bild und
das schwere Geld, das es gekostet. Ihr sind die höchst interessanten Experimente mit Kopallack und Asphalt und
565 Beinschwarz vollkommen gleichgültig, alle technischen Witze rühren sie nicht, und die angeblich so wunderbaren
Schatten sieht sie gar nicht; sie schwört nur darauf, daß sie sich noch nicht im zweiten Stadium der Verwesung
befinde, daß sie jene grüne Leichenfarbe im Gesichte niemals gehabt habe und daß man in Gottes Namen eine Medea
– das gehe sie nichts an – so malen solle, aber nicht sie.

Von Canon wird erzählt, daß er einem »Original«, dem sein Bildnis denn doch etwas zu unbekannt vorgekommen sein
570 mag, von der stolzen Höhe seines majestätischen Künstlerbewußtseins herab zugerufen habe: »Wenn Sie ein ähnliches
Bild haben wollen, dann gehen Sie zu einem Photographen!« – Zu einem Photographen und nicht zu einem Künstler
meines Ranges, – ist der Sinn der denkwürdigen Worte. Wenn nämlich ein Künstler einen gewissen Rang erreicht hat,
dann hat er viel wichtigere Rücksichten zu nehmen als die auf die ordinäre, gewöhnlich sagt man auch auf brutale
Ähnlichkeit.

575 Makarts Porträts – man weiß, daß es keine Porträts sind. Es sind effektvolle, farbenglühende Gemälde, aber
Charakterbilder, Porträts – nein, das sind sie nicht. –

Nun kam Franz Rummel, und zwischen den großen und berühmten Malern fand sich doch noch ein Platz für ihn; ja er
füllte eine schon längst empfundene Lücke. Die Art, wie er auf seinen historischen Genrebildern die Frauen dargestellt
hatte, hatte einige schöne Frauen, die lieber für sich und zu ihrer Freude, als zum Entzücken für zukünftige
580 Kunsthistoriker gemalt sein wollten, auf den Gedanken gebracht, sich von ihm porträtieren zu lassen. Rummels Erfolg
war ein durchschlagender, ein so durchschlagender, daß er in seinem ganzen Leben nicht wieder dazukam, ein »Bild«
zu malen, so reich war er nun immer mit Aufträgen zu Bildnissen bedacht. Er gedieh dabei vortrefflich, wurde ein
berühmter und geehrter Künstler und ein reicher Mann. Sein Glück war dennoch kein vollständiges. Wie ein
Wolkenschatten auf der sonnigen Wiese lag auch die ewig unerfüllte Sehnsucht über dem Sonnenglanze seines
585 Glückes, einmal wieder ein freier Künstler sein, einmal wieder ein »Bild« malen zu dürfen.

Es geht oft kurios zu auf der Welt. Der Tiroler Bauernjunge, der nach Wien gekommen war, um bei einem Steinmetz
in die Lehre zu treten, und der, durch sein Talent und durch sein Glück begünstigt, es dahin brachte, ein Maler zu
werden, er wurde jetzt von den verwöhnten Frauen der Residenz als oberste Autorität für den guten Geschmack in der
weiblichen Toilette betrachtet. Dabei unterschied sich Rummel in seiner ganzen Geschmacksrichtung wesentlich von
590 der eines Makart und anderer in gewissem Sinne tonangebender Künstler. Während Makart sich mit souveräner
Freiheit über die Gesetze der Mode hinwegsetzte und die von ihm zu malenden Frauen historisch oder am liebsten
schlechtweg malerisch kleidete, ihnen sogar oft mit genialer Sicherheit die Kostüme aus den kostbarsten Stoffen
eigenhändig zuschnitt, ohne Rücksicht auf den Zweck des Bildes und auf die soziale Stellung der darzustellenden
Persönlichkeit, lediglich dem Antrieb einer holden künstlerischen Selbstsucht folgend, ein malerisch wirksames Werk
595 zu schaffen, hielt sich Rummel, immer den Endzweck eines bestellten Bildnisses berücksichtigend, so weit es nur
anging, an die Gebote der herrschenden Mode. Änderungen gestattete er sich nur insoweit, als sie ihm unerlässlich
schienen zur Vermeidung eines geradezu unkünstlerischen Eindruckes, und sie waren dann immer einerseits der Mode
selbst, andererseits der Individualität der Dame, die gerade gemalt wurde, mit dem feinsten Verständnis angepaßt.
Seine Anordnungen in dieser Richtung waren so glücklich, daß sie nicht selten bestimmend wirkten auf die Mode
600 selbst in Wien.

Auch dieser Zug ins Moderne wurde ihm von den Künstlern und gelegentlich auch von der Kritik verargt, aber die
Frauenwelt stand doch zu ihm und hielt daran fest, in ihm den Lord Oberrichter für alle Streitfragen auf dem Gebiete
der Toilette zu sehen.

Was nicht alles aus einem Tiroler Bauernjungen werden kann! Das Schicksal erlaubt sich manchmal solche Scherze.
605 Wer an einem klassischen Vorbilde sehen wollte, wie man sich in den vornehmen Salons zu bewegen hat, wie das
Urbild eines Edelmanns und Cavaliers steht, geht, spricht und sich giebt, der brauchte nur ins Burgtheater zu gehen,
um sich Sonnenthal anzusehen, – und Sonnenthal hat als Schneidergeselle seine Laufbahn begonnen. –

Es war bekannt geworden, daß Franz Rummel bei der heimlichen Heirat des Grafen Urbany die Hand im Spiele
gehabt habe, daß er der Beistand der Fritzi Wildauer gewesen sei, und nun ward sein Atelier nicht leer von Leuten, die

610 alle von ihm die pikanten Einzelheiten des romantischen Vorfalles erfahren wollten. Rummel war aber nicht der Mann der Redseligkeit, wenn er nicht reden wollte, und dieses Mal wollte er entschieden nicht.

»Es giebt wirklich nichts anderes zu erzählen,« versicherte er jenen, die nicht abließen, in ihn zu dringen, »nichts, was man nicht ohnedies schon wüßte. Sie haben sich gern gehabt und haben sich geheiratet. Das ist alles, und mehr weiß ich auch nicht!«

615 Mehr war aus ihm nicht herauszubringen, und es wäre doch so interessant gewesen, gerade von ihm etwas zu erfahren. Man hatte doch in der ganzen Stadt eine Zeitlang davon geredet, daß er die Wildauer heiraten werde, und man war nun billig erstaunt, ihn in einer ganz anderen Rolle, nur in der des ergebenen und verschwiegenen Freundes des Grafen und dessen Frau zu sehen.

Fritzi Wildauer hatte ihrerseits mit beigetragen, den Ruhm Franz Rummels zu befestigen. Er hatte sie gemalt und ihr
620 Porträt dann auf die Ausstellung geschickt. Das Bild machte ganz außerordentliches Aufsehen. Das war die Wildauer, wie sie lebte und lebte! Ein wohlgelungener schöner Frauenkopf ist doch immer die wirksamste Empfehlung für einen Bildnismaler. So wollten auch andere Frauen gemalt sein, darunter freilich auch so manche, die dem Künstler bei weitem nicht ein so dankbares »Motiv« darbieten konnten, wie die Wildauer mit ihrer eigenartigen Schönheit.

Ein pikantes Detail kam noch hinzu, das allgemeine Interesse an dem Bilde zu erhöhen. Die Wildauer verkehrte viel
625 in den Kreisen der Maler, die ihr samt und sonders ihre Huldigungen zu Füßen legten, und die sich um den Vorzug stritten, sie malen zu dürfen. Sie schwuren darauf, daß es in ganz Wien keinen dankbareren weiblichen Studienkopf gäbe als den ihrigen. Selbst Makart hatte verkündet, er werde die Wildauer malen. Er durfte das beruhigt verkünden, ohne sie vorher zu fragen. Welche Frau in Wien hätte sich nicht beglückt gefühlt, wenn ein Makart die Bitte an sie richtete, sich von ihm malen zu lassen, von ihm, nicht auf Bestellung, die schließlich auf eine reine Geldfrage
630 hinauslief, sondern auf seine Bitte hin, um seinem künstlerischen Ehrgeiz zu entsprechen, seinem Schönheitsbedürfnis, seiner Sehnsucht, das Schöne zu gestalten. Das mußte für eine Frau eine Auszeichnung sein, höher und stolzer als der schönste Orden für einen Mann.

Alle Welt war darüber auch einig, die Wildauer müsse von Makart gemalt werden! Man denke nur, das goldrote Haar, ihre ganze Schönheit, die so berückend war, und die doch nicht einen klassischen Zug an sich hatte, – das war ja die
635 Makartsche Schönheit, der bekannte Typus, nur erhöht noch und geadelt; denn hier war er gesund und blühend. Und dennoch geschah das Merkwürdige und Unerwartete; Fritzi Wildauer weigerte sich entschieden und standhaft, sich von Makart malen zu lassen. Sie hielt die freundschaftlichen Beziehungen zu dem großen Künstler aufrecht, sie war nach wie vor täglicher Gast in seinem mit märchenhafter Pracht ausgestatteten Atelier, aber ihm sitzen – nein, um keinen Preis!

640 Sie machte auch kein Hehl aus dem Grunde ihrer Weigerung.

»Ich kenne ihn,« sagte sie. »Wenn ich ihm sitze, so malt er mir ein Dutzend Ehrenbeleidigungen in die Augen hinein. Sie können mich auslachen, soviel Sie wollen, – er kann nicht anders!«

Davon war sie nicht abzubringen. Auch Canon, der große Rivale Makarts, hatte sich vergeblich bemüht, seine Meisterschaft an einem Bildnisse von ihr zu erproben. Er war nicht glücklicher.

645 »Er macht aus mir ein Rubens-Weibel!« erklärte Fritzi. »Und das bin ich nicht und will ich nicht sein!«

Das alles war bekannt, und so wurde das von Rummel gemalte Bild für ihn in den Augen der Gesellschaft nicht nur ein künstlerischer, sondern auch ein persönlicher Triumph. Natürlich begnügte sich diese Gesellschaft auch nicht mit der Thatsache, daß ein Künstler von Begabung eine schöne Schauspielerin gemalt hatte, sondern sie schloß von den bekannten Umständen weiter. Da muß doch etwas dahinter stecken. Die beiden haben entweder ein Verhältnis
650 miteinander, oder sie werden sich sogar heiraten. Warum auch nicht? Sie passen doch so gut zu einander.

Die Wildauer war eine in ganz Wien wohlbekannt Persönlichkeit. Man kannte sie von der Bühne her, und sie trat auch vielfach bei Festen und sonstigen gesellschaftlichen Veranstaltungen in die Öffentlichkeit. Einig war man nur über ihre Schönheit und den blendenden Glanz ihrer Erscheinung, aber über ihre künstlerische Begabung – sie wirkte im Rollenfach der Naiven – waren die Meinungen sehr geteilt. Die einen sprachen ihr das Talent vollständig ab und
655 setzten ihre Erfolge ganz auf Rechnung ihrer blendenden äußeren Vorzüge; andere gaben zu, daß Talent allerdings vorhanden sei, es sei nur nicht sehr erheblich, und wieder andere stritten dafür, daß keine andere unter den Wiener Künstlerinnen so echtes Theaterblut in den Adern habe wie sie.

Diese scheinbar unlöslichen Widersprüche fanden ihre Erklärung in gewissen äußeren Umständen und in dem Temperament der Künstlerin. Die ihr das Talent gänzlich absprachen, das waren solche, welche durch die scheinbar
660 unverdienten Erfolge Fritzis in die Opposition gedrängt worden waren. Die ihr Talent bis zu einem gewissen Grade gelten ließen, die urteilten, wie sich's gebührt, lediglich nach dem, was sie auf der Bühne sahen, während jene, die für sie schwärmten und geradezu ihre Genialität priesen, offenbar durch ihre Persönlichkeit und den Verkehr mit ihr bestochen waren.

Sie hatte ein lebhaftes, oft übermütiges Temperament, sprühende Laune, kurz, unverkennbar das, was jeder sofort für
665 echtes und rechtes Theaterblut erklären mußte, aber sie hatte all das – außerhalb des Theaters, im privaten,
persönlichen Verkehr. Wenn sie nur die Hälfte dieses Temperamentes auf der Bühne zur Geltung gebracht hätte, so
hätte sie eine der ersten Künstlerinnen ihrer Zeit werden müssen, aber das konnte sie nicht. Sie konnte sich gehen
lassen in einem kleinen Kreise guter Bekannter, aber eine unerklärliche Scheu, es war etwas wie eine bei einer
Schauspielerin unverständliche seelische Schamhaftigkeit, machte es ihr unmöglich, ihrem Naturell und ihrer Laune
670 auch auf der Bühne die Zügel schießen zu lassen. So blieb bei all ihren künstlerischen Leistungen immer noch ein
unaufgelöster Rest zurück, der dann natürlich von kritisch angelegten Zuschauern als Mangel empfunden wurde.

Fast ebensoviel wie von ihren theatralischen Leistungen und vielleicht noch mehr sprach man von den »Streichen«,
die sie in ihrem Privatleben zu vollführen pflegte. Einmal wandte sich ein armes Weib in seiner bitteren Not mit
flehentlichen Bitten um Hilfe an sie. Die Frau war früher Fritzis Köchin gewesen, hatte sich mit einem Menschen in
675 eine Liebschaft eingelassen, der sie schließlich auch heiratete, um ihre Ersparnisse mit möglichster Geschwindigkeit
durch die Gurgel zu jagen, und der sie, als sie ihm kein Geld mehr geben konnte, erbarmungslos prügelte und
schließlich mit zwei kleinen Kindern einfach sitzen ließ. Krank, schwach, abgehärmt, ein Schatten ihrer früheren,
blühenden und robusten Erscheinung, kam sie zu Fritz, um sich bei ihr Rat und Hilfe zu holen. Sie hatte sich einen
kleinen Viktualienladen eingerichtet, konnte aber nun weder den Mietzins bezahlen, noch Waren einkaufen und sollte
680 nun aus ihrem Laden und dem daran stoßenden Kämmerchen, in dem sie mit ihren Kindern wohnte, auf die Straße
gesetzt werden.

Fritzi überlegte eine Minute und versprach dann der Frau, daß sie ihr am nächsten Tage helfen werde. Dann ließ sie
einen Fiaker holen und fuhr bei sämtlichen Redaktionen vor, um durch die ihr befreundeten Journalisten verkünden zu
lassen, daß sie am nächsten Tage in dem kleinen Laden in der Laxenburgerstraße Nr. 74 Milch, Eier, Brot und Mehl
685 verkaufen werde. Und am nächsten Tage stand sie vom frühen Morgen bis zur Theaterzeit in dem Laden und
verkaufte Milch, Eier, Brot und Mehl, und während des ganzen Tages stauten sich vor dem unscheinbaren Laden die
Equipagen und Fiaker. Tausende von wohlhabenden Menschen waren gekommen, um sich von der Wildauer bedienen
zu lassen und dabei ein gutes Werk zu thun. Sie hatte viele Freunde, die mußten ihrerseits die Trommel rühren, kurz,
die Wildauer als »Mehlmesserin« war das Ereignis des Tages. Die Aristokratinnen kamen, um die berühmte Schönheit
690 einmal so recht aus der Nähe anzusehen, die Kavaliere kamen, um sich bei ihr schön zu machen und, weil sie sich
sonst überhaupt vor ihr nicht mehr hätten sehen lassen dürfen. Die Börse fehlt bei solchen Anlässen nie, und für
menschensfreundliche Unternehmungen hat sie überhaupt eine offener Hand als der Hochadel. Also auch die Börse
sandte ihre Vertreter, die teils aus Mildherzigkeit, teils von der Eitelkeit getrieben, da auch dabei zu sein, erschienen
waren. Jene, die durchaus nicht abkommen konnten, veranstalteten unter sich Sammlungen und schickten sie durch
695 einen Vertrauensmann hinaus. Die breiten Schichten des Bürgerstandes fanden sich scharenweise ein; den einen
leitete der Theaterenthusiasmus hin, den andern die »Hetz«, den dritten die Freude an der fescen Idee, den zehnten
und hundertsten der Wunsch, sich an einem so originellen Wohlthätigkeitsakte zu beteiligen. Die zahlreichen
Wohlthätigkeitsvereine, zu deren Gunsten die Wildauer so oft schon deklamiert und gespielt hatte, ergriffen mit
Vergnügen den Anlaß, ihre Dankbarkeit in passender Form zu bezeugen, und ordneten Sendlinge mit erheblichen
700 Beträgen ab. Die Eier wurden da mit Dukaten bezahlt, und für ein Glas Milch legte man gerne eine Fünf- oder
Zehnguldennote hin, ohne zu warten, daß darauf herausgegeben werde.

Die Wildauer fühlte auch, daß sie für das viele Geld auch ihrerseits etwas leisten müsse, und es ging keiner davon,
dem sie nicht ein lebenswürdiges und lustiges Wort gesagt hätte. Ganz Wien war in den nächsten Tagen voll von den
originellen Einfällen der Wildauer; jeder erzählte sein Gespräch mit der Wildauer, und man muß sagen, daß dabei
705 auch ganz ausgezeichnete Erfindungen in Umlauf kamen. Und als dann abends zur Theaterzeit der große, »stauend
billige« Ausverkauf abgeschlossen wurde, da war die arme Frau mit ihren Kindern versorgt für Zeit ihres Lebens.

Ein andermal erzählte man von ihr, daß sie dem jungen Grafen Othmar Buschendorf, dem Sohne eines der höchsten
Hofwürdenträger, übel mitgespielt hatte. Es war im Atelier Rummels, wo der Graf auf sehr hoher Estrade im roten
Fracke saß, um als hunting master gemalt zu werden. Fritzi hatte gerade einen Atelierbesuch bei Rummel gemacht
710 und unterhielt sich in gewohnter Weise mit ihrem Freunde Rummel, während dieser wohlgenut an dem Bildnis
arbeitete. Buschendorf, ebenfalls gut bekannt mit Fritzi, mischte sich ins Gespräch und erlaubte sich bei dieser
Gelegenheit ein allzufreies Wort ihr gegenüber. Fritzi ging darauf zur Estrade, faßte den Sessel, auf dem der gräfliche
Jüngling saß, und hob ihn hoch in die Luft, dabei drohend, daß sie nun die »ganze Pastete« hinunterwerfen werde,
wenn der Herr Graf sich nicht menagiere. Dem Herrn Grafen wurde es da oben recht ungemütlich, und er versprach
715 heilig, sich anständig zu benehmen, sie solle ihn nur wieder niedersetzen. Rummel erzählte dann die Sache in der
Stadt herum und brachte dabei die Leistung mit einiger Übertreibung allerdings unter eine athletisch korrekte Formel.
»In vorschriftsmäßiger Haltung den Grafen Othmar Buschendorf dreimal rein gestemmt,« sagte er, aber es war nicht
wahr.

So gutmütig sich auch Rummel gab, so war seine Zunge doch gefürchtet. Er war damals gerade von Rußland
720 zurückgekehrt, wohin er berufen worden war, um den Zaren und dessen Familie zu malen. Als kurz darauf in Wien

die internationale Kunstausstellung durch den Kaiser persönlich eröffnet wurde, zog dieser auch Rummel ins Gespräch, um ihn in huldvoller Weise zu seinen Erfolgen in St. Petersburg zu beglückwünschen und einige freundliche Fragen an ihn zu richten, über die Eindrücke, die er am russischen Hofe empfangen. Als dann der Kaiser bei seinem Rundgange sich anderen Persönlichkeiten zuwandte, trat Graf Buschendorf sen., der als hoher kaiserlicher Würdenträger sich im Gefolge des Monarchen befunden hatte, auf Rummel zu und forderte ihn, ihm herablassend auf die Schulter klopfend, auf, ihn nach Tische zu besuchen, um ihm genaueren Bericht über den Zaren und den russischen Hof zu erstatten. »Es könnte doch sein,« schloß er, »daß Se. Majestät, unser gnädigster Herr, noch eine Frage darüber an mich richtet, und da möchte ich doch möglichst gut informiert sein.«

Rummel erschien noch an demselben Tage bei Sr. Exzellenz, die ihn sehr feierlich und – stehend empfing; es war die richtige Audienz.

»Nun?« fragte Buschendorf Vater, »wie haben Sie den Zaren gefunden? Ohne Umschweife und gerade heraus!«

»Oh,« erwiderte Rummel, sich mit Humor in die Situation findend, »der Kaiser von Rußland ist ein außerordentlich liebenswürdiger Mann! Als ich bei ihm eintrat, kam er mir entgegen, *reichte mir die Hand, bot mir einen Stuhl* und sagte: *Setzen Sie sich*, lieber Rummel!«

Graf Buschendorf Vater, der große Mann, kam bei diesem Berichte doch in Verlegenheit, er kürzte die feierliche Audienz nach Möglichkeit ab und brachte es beim Abschied über sich, seine Hand dem bürgerlichen Farbenkleckser entgegenzustrecken. Rummel verbeugte sich aber so ehrfurchtsvoll und tief vor Sr. Exzellenz, daß er die dargebotene Hand nicht bemerken konnte und, ohne den beglückenden Händedruck empfangen zu haben, scheiden mußte.

Noch an demselben Abende erfuhr das ganze Künstlerkasino – und auch das genügt – die Geschichte dieser Audienz. Im vertrauerten Kreise gestattete sich aber Rummel doch noch einige weitere Enthüllungen.

»Mit dem Kaiser von Rußland ist doch nicht alles in Ordnung!« sagte er sehr geheimnisvoll.

»Wie so denn?« fragte die Corona aufs äußerste gespannt.

»Er leidet an Größenwahn!«

»Ah!!!!«

»Ja wohl! Er bildet sich ein, – der alte Buschendorf zu sein!«

* * *

750 **Viertes Kapitel.**

Eines Abends erhielt die Wildauer während der Vorstellung ein Billet in ihre Garderobe und ein Etui mit einem Paar funkelnder Brillant-Boutons. Auf der Karte – es war die des jungen Buschendorf – stand mit Bleistift gekritzelt die Bitte, nach dem Theater mit ihm in größerer Gesellschaft das Souper einnehmen zu wollen. Die »größere Gesellschaft« war unterstrichen, um die Einladung möglichst unverfänglich erscheinen zu lassen. Fritzi überlegte eine Weile und ließ dann durch den Boten melden, daß sie kommen werde.

Die Vorstellung war zu Ende, und Fritzi kleidete sich um, aber so langsam wie noch nie. Frau Schönchen, ihre Gesellschafterin, mahnte zur Eile; eine solche Zeitvertändelung war sie von Fritzi gar nicht gewöhnt.

»Es ist spät, Kind,« drängte die alte Dame, »wir müssen trachten, in die Federn zu kommen!«

»Ist es kalt draußen, Schönchen?«

»Oh, sehr! Wir haben einen ordentlichen Dezemberfrost. Deine Pelzjacke wird dir gut thun. Es ist sehr kalt!«

»Das ist gescheit, Schönchen!«

»Warum soll denn nun das wieder gescheit sein, wenn's draußen kalt ist?«

»Weil – da lies,« und sie gab ihr Buschendorfs Karte.

»Ich verstehe die ganze Sache nicht,« sagte die alte Frau, nachdem sie die Karte mit Zuhilfenahme einer Brille entziffert hatte.

»Nun – weil der kleine Buschendorf schon seit einer Stunde mit seinem Wagen beim Bühnenausgang wartet. Das ist

doch sehr hübsch, daß der jetzt draußen so friert. Nicht wahr?«

»Man muß ihn wegschicken!«

770 »Oh, nein, Schönchen, ich fahre ja mit ihm!«

»Fritzi, mache keine Dummheiten. Die Leute reden dann wieder.«

»Das thun sie so wie so. Das bin ich gewöhnt, und ich mache mir nichts daraus. Nachsagen können sie mir doch nichts!«

»Aber, du wirst doch nicht –?!«

775 »Was nicht –, Schönchen?«

»Nichts, verzeih', – den Buschendorf fürchte ich nicht.«

»Ich auch nicht! Also du fährst jetzt allein nach Haus.«

»Gut, aber ich gehe nicht früher schlafen, als bis du kommst. Ich warte mit dem Thee.«

780 »Die wartet mit dem Thee, wo ich zu einem Souper eingeladen bin, und wo ›Orchideen‹ gefeiert werden sollen! Das ist großartig!«

»Und ich warte dennoch; denn du bleibst doch nicht dort!«

Mit diesen Worten knöpfelte die alte Frau den obersten Knopf an Fritzis Pelzjacke zu, und dann schlüpfte sie hastig aus der Garderobe, um den nächsten »Schnellfahrer« anzurufen, der sie in die Gegend ihrer Wohnung bringen konnte. Der »Schnellfahrer« ist nämlich ein Omnibus; ein anderes Gefährt gönnte sich Frau Schönchen nicht, wenn sie allein,
785 will sagen, ohne Fritzi zu fahren hatte.

Inzwischen beeilte sich Fritzi noch immer nicht sehr. Der Gedanke, daß ihr glühender Verehrer sich da draußen in der Winterkälte nun etwas abkühle, schien ihr offenbar vielen Spaß zu machen. Als sie endlich auf die Straße hinaustrat, konnte der junge Buschendorf eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrücken, aber sein Unmut legte sich bei ihrem Anblick sofort. Fritzi sah in ihrer Pelzjacke und mit ihrem kecken Pelzkäppchen doch zu reizend aus.

790 »Gott sei Dank!« rief Buschendorf sie erblickend aus.

»Es hat etwas lange gedauert?« fragte Fritzi unschuldig.

»Etwas!«

»Sie Armer! Sie haben wohl recht gefroren?«

»Dafür ist jetzt der Sonnenschein da!« erwiderte Buschendorf galant.

795 »Dafür werden wir Sie jetzt schön in den Wagen hineinsetzen, Herr Graf. Da werden Sie doch etwas gegen die Nachtluft geschützt sein.«

»In den Wagen? Natürlich! Wohin denn sonst?«

»Natürlich! Wohin denn sonst? Steigen Sie nur ein, Herr Graf!«

»Nach Ihnen, mein Fräulein!«, und er hielt ihr ritterlich den Wagenschlag.

800 »Ich nicht,« sagte Fritzi, »ich werde auf dem Bocke sitzen!«

Das hochgeborene Gesicht des Herrn Grafen zeigte in diesem Momente keinen besonders geistreichen Ausdruck.

»Auf dem Bo–, Sie verzeihen, mein Fräulein, – das geht denn do–, Sie werden doch nicht beim Ku–.«

»Beim Kutscher? Nein. Der muß mit zu Ihnen in den Wagen; ich werde kutschieren!«

805 So 'was war doch zu dumm; aber der junge Buschendorf wußte sich nicht zu helfen. Anders that sie's nicht, und so war es doch immer noch besser als gar nicht.

Der Kutscher wurde also zu dem Herrn Grafen ins Coupé hineingesteckt, während jener darüber philosophierte, daß er sich die Geschichte eigentlich doch etwas anders vorgestellt hatte. Fritzi kletterte auf den Bock und nahm die Zügel in die Hand; ein kleiner Deuter mit der Peitsche, und gehorsam setzten die beiden russischen Traber ein in die gewohnte scharfe Gangart. Auf der Straße blickten die verspäteten Passanten und die Rayonsposten der k. k. Sicherheitswache
810 erstaunt zu der ungewohnten Erscheinung auf dem Bocke auf.

Wenige Minuten nach dem Start parierte Fritzi mit kurzem, mächtig rasselndem Finish das Gefährt vor dem hellerleuchteten Portal des Restaurants, das ihr als Endziel bezeichnet worden war. Der Portier öffnete dienstfertig den Schlag, um zuerst den Herrn Kutscher und dann den Herrn Grafen aussteigen zu lassen. Fritzi sprang ohne Hilfe vom

Bock und warf die Zügel dem etwas verdutzt dastehenden Kutscher zu.

815 Als dann Fritzi am Arme Buschendorfs das hellerleuchtete, für die Gesellschaft eigens gemietete Gemach betrat, da wurden beide mit großem Hallo empfangen. Irgend einer aus der Gesellschaft hatte am Thore die seltsame Art, in welcher der Wagen besetzt war, bemerkt und war vorausgeeilt, um die große Mär brühwarm als Erster zu erzählen.

Die Gesellschaft, die da an einem langen luxuriös gedeckten Tische beisammen saß, bot einen festlichen Anblick; etwa ein Dutzend Herren, meist Kavaliere, es fehlten auch die vorgeschritteneren Altersklassen nicht, und ebensoviele
820 Damen, diese allerdings durchgängig jung und hübsch und funkelnd von Diamanten und kostbaren Toiletten.

Fritzi erhob den Arm, wie um den Lärm, mit dem man sie begrüßte, zu beschwören, und als das nicht half, rief sie laut in das Getöse:

»Ich möchte 'was sagen!«

Die Damen, es waren durchwegs Ballerinen aus den hinteren Quadrillen mit fünfzehn Gulden Monatsgage und kleine
825 Schauspielerinnen siebzehnten Ranges von den Vorstadt Bühnen, mitten unter ihnen, wie ein gütiger Vater, auch Arnold Wellmer, der große Mann und berühmte Held und Charakterspieler, – die Damen also wurden neugierig und schafften Ruhe.

»Hört, hört!« schrieten sie, und es ward still.

»Graf Buschendorf,« begann Fritzi, noch immer an der Thüre stehend, »scheint versprochen oder gewettet zu haben,
830 daß er mich hierherbringen werde.«

»Oh, welche Idee!« beteuerte Buschendorf, die Hand aufs Herz legend.

»Es scheint so,« fuhr Fritzi fort. »Nun, – ich bin keine Spielverderberin. Hier bin ich!« (Stürmischer minutenlangem Beifall.)

»Bravo, bravo! Hoch! Hoch!« schrieten insbesondere die Ballerinen.

835 »Aber –« fuhr nun Fritzi fort, sich speziell an die Ballerinen wendend.

»Ein Aber? Hört! Hört!«

»Aber – meine Damen, Sie werden selbst zugeben, daß *ich* in diese Gesellschaft nicht hereingehöre!«

Das war stark! Die Entrüstung ist eine allgemeine. Das ist doch wirklich großartig, was sich die Wildauer einbildet, und was sie sich herausnimmt.

840 Der allgemeinen Entrüstung gegenüber stand aber Fritzi sehr unerschrocken da.

»Graf Urbany!« nahm sie wieder das Wort. »Sie gehören eigentlich auch nicht da herein. Wollen Sie mich nach Hause bringen? Sonst thut's wohl Freund Rummel?«

Beide genannte Herren sprangen auf, um sich der Wildauer zur Verfügung zu stellen. Urbany winkte aber dem Maler ab und stand im nächsten Augenblicke neben ihr.

845 »Wir können gehen,« sagte Fritzi. »Doch halt! Damit ich nichts vergesse! Graf Buschendorf widmet da etwas für die Schönste und die – Willigste!«

»Nicht für die Frömmste?« fragt Rummel.

»Meinetwegen auch für die Frömmste!« erwidert Fritzi, und damit langt sie Buschendorfs Diamanten aus dem Täschchen ihrer Pelzjacke und wirft die glitzernden Steine achtlos, wo sie hinfallen könnten, in die Luft, daß sie gegen
850 den krystallinen Lustre klirren. Noch ein »'n Morjen, meine Herrschaften!«, und draußen war sie mit Urbany.

»Ein göttlicher Abgang!« sagte begeistert Wellmer, der große Mann.

Vor dem Thore winkte Urbany seinen Kutscher heran, aber Fritzi legte ihre Hand auf seinen erhobenen Arm und sagte, daß sie lieber zu Fuß gehen möchte.

855 »Wie du willst, Fritzi,« entgegnete Urbany, ihr seinen Arm reichend. Dem Kutscher wurde bedeutet, daß er langsam nachzufahren habe.

»Ja, Fritzi,« fuhr er dann fort, »daß ich nicht vergesse! Du hast mich da soeben vor allen Leuten sehr förmlich mit ›Sie‹ angeredet. Das ist wider die Verabredung – oder gilt die Verabredung nichts mehr?«

»Sie gilt, Rudolf, für dich wenigstens gilt sie und für Rummel. Im übrigen schäme ich mich jener abgeschmackten Freundschaftsbündnisse. Es war die Idee des großen Wellmer. Er war so furchtbar gerührt, als wir sein Jubiläum
860 feierten, und er regte da die Verbrüderung aller Festteilnehmer an. Mit was für Leuten habe ich da ›Brüderschaft‹ getrunken! Mit diesen wollte ich dich da drin nicht gleichstellen, absichtlich nicht!«

»Recht hast gehabt, Fritz! Ich danke dir. Hast dich übrigens brav benommen bei der Bande dort.«

»Ich hätte vielleicht gar nicht hineingehen sollen, aber, schau', ich habe in meinem Leben schon so viele Dummheiten gemacht, daß es auf eine mehr oder weniger nicht mehr ankommt.«

865 »Das war nicht dumm, was du gethan hast, Fritz!«

Sie waren in der frischen Nachtluft rüstig gegangen, und nach wenigen Minuten standen sie vor dem Hause, in dem Fritz wohnte.

»Gute Nacht, Rudolf,« sagte Fritz stehen bleibend, »und ich danke dir noch, daß du mit mir gegangen bist! Thut's dir leid, daß ich dich dort herausgeholt habe? Du kannst ja jetzt zurückgehen!«

870 »Es thut mir nicht leid, und zurückgehen kann ich auch nicht mehr.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sich das nicht schickt.«

»Die Leute dort fragen nicht danach, was sich schickt.«

»Die Leute wissen es auch nicht. Ich selbst habe das Gefühl, daß es ungehörig wäre.«

875 »Die Erkenntnis kommt etwas spät,« sagte Fritz lachend.

»Du verstehst mich falsch, Fritz, – aber zu Erklärungen ist es zu spät und zu kalt. Du wirst dich erkälten, wenn wir hier noch länger so stehen.«

Er ging zum Thore und läutete den Hausmeister aus dem Schlafe.

»Du fällst jetzt mit deinem Nachtmahl durch, du Armer!« sagte Fritz.

880 »Wenn du mir nichts zu essen giebst, – dann allerdings!«

»So komm!« erwiderte sie mit raschem Entschluß und betrat mit ihm das inzwischen geöffnete Haus. »Ein schlechtes Geschäft machst du jedenfalls. Dort hättest du gute Sachen bekommen und hier – wer weiß, was mir die Schönchen hergerichtet hat, und nun auch davon nur die Hälfte!«

885 Frau Schönchen machte große Augen, als sie die beiden in den kleinen, aber wohnlich und mit Geschmack eingerichteten, nun hell erleuchteten und angenehm durchwärmten Salon Fritzis eintreten sah.

»Ein später Gast, Frau Schönchen, nicht wahr?« redete sie Urbany an. »Und eigentlich so unschicklich, ich komme heute aus den Unschicklichkeiten gar nicht heraus!« Er erzählte ihr hierauf Fritzis Thaten und Erlebnisse des heutigen Abends. »Wir haben uns doch großartig tugendhaft benommen,« schloß er, »und nun verdirbt sie den ganzen Effekt, indem sie mich heute noch zu sich hereinläßt!«

890 Frau Schönchen traf geschäftig zwar, aber innerlich nicht allzu aufgeregt die nötigen Anordnungen, um den beiden das Mahl zu rüsten. Sie waltete im Hause mehr wie eine Mutter denn als Gesellschafterin. Es war auch kein gewöhnliches Dienstverhältnis, in welchem sie zu Fritz stand. Fritz hatte während eines Gastspieles am Dresdner Hoftheater bei ihr Unterkunft gefunden. Allein, wie sie war, hatte sie nicht in einem Hôtel Wohnung nehmen wollen, und auf ihrer Suche nach einer passenden Behausung und Verpflegung war sie zufällig an Frau Schönchen geraten, 895 eine verwitwete Majorin, welche ihre ihr kärglich zugemessenen Einkünfte nicht ohne Erfolg dadurch zu erhöhen bemüht war, daß sie aus ihrer im Hinblick auf den angestrebten Zweck gewählten und eingerichteten Wohnung eine kleine Familienpension machte. Bei jener Gelegenheit nun verliebte sich Frau Schönchen förmlich in Fritz, und auch diese, die nach dem kurz vorher erfolgten Tode ihrer Eltern ganz allein auf der Welt stand, schloß sich der neu gewonnenen, um so vieles älteren Freundin mit warmer Herzlichkeit an. Durch dieses neue Freundschaftsbündnis war 900 in die durch und durch solide und in sich gefestete Natur der alten Dame etwas wie ein abenteuerliches Element gekommen. Sie löste ihre Wirtschaft auf, verkaufte ihre Habseligkeiten und zog mit Fritz als deren Gesellschafterin, Wirtschaftlerin und mütterliche Beraterin in die Welt.

Das späte Mahl, das nun die drei da zu sich nahmen, war nicht allzu üppig. Frau Schönchen nannte Sachsen ihre Heimat, und in Sachsen hält man nicht große Stücke auf das Tafeln, ja es dürfte kaum ein Land zu finden sein, in 905 welchem Einfachheit und Mäßigkeit im Essen mehr zu Hause wäre.

»Bist satt?« fragte Fritz ihren Gast, als das bescheidene Mahl zu Ende war.

»Vollkommen,« erwiderte Urbany, und – »es war vorzüglich!« fügte er mit einem Kompliment für Frau Schönchen hinzu.

910 »Dann – desto besser!« fuhr Fritz fort. »Denn wir kriegen nichts mehr. Und jetzt darfst du dir auch eine Zigarre anzünden.«

»Erlaubt es Frau Schönchen auch?« fragte Urbany ritterlich auch die alte Dame, und als diese lächelnd nickte, fuhr er in bester Stimmung fort: »Also ganz wie zu Hause! könnte ich sagen, aber es wäre nicht wahr und zu wenig gesagt. So gut habe ich es zu Hause nicht, lange nicht. Ich bin allein zu Hause, ganz allein, und bin mir selbst kein guter Gesellschafter. Fritzis Gesellschaft ziehe ich meiner eigenen vor. Ich bin nicht dumm, Frau Schönchen, nicht wahr?«

915 »Du Rudolf!« schnitt Fritz die Erörterungen ab. »Du mußt mir noch etwas aufklären. Es ist ja recht schön und lieb von dir gewesen, daß du lieber mit herauf zu mir gekommen bist, als noch einmal – dorthin zu gehen, aber wissen möchte ich's doch, warum du das gethan hast?«

»Das nennt man fishing for –«

»Compliments. Ich weiß; aber darum ist's mir nicht zu thun. Ich möchte es wissen.«

920 »Sehr einfach, – ich bin lieber bei dir als – dort!«

»Das kann ich glauben und auch nicht. Sehr wahrscheinlich klingt es nicht!«

»Aber, Fritz!«

»Du konntest nicht gut anders sagen. Ganz eigentlich habe ich auch nicht das, sondern etwas anderes wissen wollen. Du hast nicht gesagt, daß du nicht zurückgehen wollest, sondern daß du nicht könntest.«

925 »Ganz richtig!«

»Nun, das verstehe ich nicht. Man ist entweder ein Moralheld, und dann geht man dort überhaupt nicht hin, oder man ist es nicht, wie Ew. Hochgeboren, und dann ist es schon einerlei, ob man um zehn oder um zwölf Uhr hingeht!«

»Also ich bin ein Mensch ohne Moral! Frau Schönchen, Sie haben es gehört!«

»Das habe ich nicht gehört, Herr Graf,« erwiderte Frau Schönchen abwehrend.

930 »Dann bin ich am Ende doch ein moralischer Mensch!«

»Das habe ich nicht gesagt!« rief Fritz dazwischen. »Antworten sollst du auf meine Frage!«

»Gut, es läuft aber auf ein Kompliment für dich hinaus!«

»Thut nichts; ich werde tapfer Stand halten.«

»Und dann – du weißt es ohnedies, was ich zu sagen habe!«

935 »Möglich; aber hören will ich's.«

»Also – in Gottes Namen! Ich bin nämlich ein freier Mann, oder ich halte mich wenigstens dafür, der thun und lassen kann, was ihm beliebt, soweit natürlich die Gesetze nichts dareinzureden haben.«

»Richtig!«

940 »Ich kann also auch meinen Verkehr nach meinem Belieben wählen. Ich darf, wenn es mir gerade gefällt, auch mit – jenen dort verkehren, und es hat mir da niemand etwas dreinzureden, wenn ich mir diesen Luxus gestatte.«

»Sehr richtig!«

»Ich kann auch mit dir verkehren, – wenn du es nämlich gestattest.«

»Oh, ich bitte, es ist mir eine Ehre!« erwiderte Fritz, sich ceremoniös verbeugend.

945 »'s ist gut; bedecken Sie sich!« entgegnete Urbany mit gut gegebener Herablassung. »Also ich kann verkehren, wo und wie ich will. Weißt du, was eine Antithese ist?«

»Ja.«

»Nun, jene Gesellschaft und du, – ihr seid Antithesen!«

»Ich fange an zu glauben, daß du nicht weißt, was eine Antithese ist!«

»Wohl möglich. Was ich aber meine, weißt du?«

950 »Ja.«

»Also ich kann mit jenen verkehren, oder mit dir, – aber nicht durcheinander; das schiene mir unanständig und beleidigend für dich. Du verstehst mich, Fritz?«

Fritz reichte ihm die Hand über den Tisch, erwiderte aber nichts. Das Gespräch begann nun überhaupt zu stocken.

»Ein Engel geht durchs Zimmer!« sagte einmal Frau Schönchen in ihrer stillen freundlichen Weise nach einer solchen

955 längeren Pause.

Urbany warf einen Blick auf Fritzi und sagte wie vor sich hin:

»Er geht nicht!«

Fritzi erwiderte seinen Blick und strich sich dann mit der Hand über die Augen.

»Du bist schläfrig, Fritzi,« sagte Urbany, »es ist Zeit, daß ich gehe.«

960 Fritzi legte ihre Hand auf seinen Arm.

»Bleib',« sagte sie, »es ist so schön!«

Urbany lachte.

»Du bist so genügsam, Fritzi, und ich erfülle meine Pflicht so schlecht!«

»Welche Pflicht?«

965 »Euch zu unterhalten. Ich müßte euch jetzt alles Mögliche vorplaudern, daß ihr euch nicht langweilt, und ich habe es auch so schön gefunden!«

»Was?«

»Das Schweigen und das Träumen.«

»So wollen wir jetzt eins träumen!« rief Fritzi, und sie lehnte sich auf den Sessel zurück und sah zur Decke empor.

970 Urbany lehnte sich auch zurück und heftete seinen Blick auf sie.

Frau Schönchen lehnte sich auch zurück und – das Alter machte seine Rechte geltend – schlummerte sanft nach einer Minute. Die beiden andern bemerkten das auch gleich, und sie tauschten einen Blick des Einverständnisses, und in dem Blick lag ein stilles Lachen.

»Fritzi!« flüsterte Urbany nach einer Weile ganz leise.

975 »Was willst?« antwortete sie in derselben Weise.

»Ich möchte 'was sagen!«

»Still! Jetzt wird geträumt. Man träume!«

»Ich träume so schön!«

»Ruhe!«

980 Und es ward wieder still, und sie träumten weiter. Nach einer Weile unterbrach Fritzi das Schweigen.

»Rudolf!« flüsterte sie.

»Was willst, Fritzi?«

»Was hast sagen wollen vorhin?«

»Das sag' ich jetzt nicht!«

985 »Recht hast!«

Und es ward wieder still, und sie träumten wieder weiter, d. h. Fritzi ließ ihre Blicke an der Decke ruhen, während Rudolfs Augen auf ihr haften blieben.

»Ich möchte es aber gerne wissen!« sagte wieder nach einer Weile Fritzi ganz leise, ohne Unterlaß zur Decke emporblickend.

990 »Du weißt es ja so!«

»Wie kann ich das wissen?«

»Du weißt es!«

»Vielleicht irre ich mich.«

»Das werden wir ja gleich sehen. Also – was habe ich sagen wollen?«

995 »Oho! du wärest gescheit! Ah, daraus wird nichts!«

»Ich hätte so gerne gesehen, ob du richtig raten kannst!«

»Nein, nein! Ich kann nicht raten. Sag's!«

»Ich will aber nicht!«

»Gut; dann bin ich böse!«

1000 »Ich auch!«

»Ich mache mir aber nichts daraus, Rudolf!«

»Ich mir auch nichts!«

»Gut; wir sind also jetzt alle zwei böse. Jetzt können wir wieder ruhig weiter träumen.«

Und wieder ward es still, bis Rudolf wieder das Schweigen brach:

1005 »Fritzi?«

»Was denn?« hauchte sie kaum hörbar.

»Bist noch böse?«

»Ja!«

»Sehr?«

1010 »Sehr!«

Die Träumerei ging wieder los, bis dann wieder Fritzi zu flüstern begann:

»Rudolf?«

»Was denn?«

»Bist noch immer böse?«

1015 »Ja wohl!«

»Sehr?«

»Sehr!«

»Recht hast!«

»Das freut dich natürlich!«

1020 »Natürlich!«

»Fritzi, du bist ein Ungeheuer!«

»Ein Unge- was?!«

»-heuer, ein Ungeheuer! Verstehst nicht deutsch?«

»Ungeheuer – das ist ungeheuer!«

1025 »Was denn sonst?«

»Ich danke!«

»Oh, ich bitte! Es ist gerne geschehen.«

»Und weißt du, was du bist, Rudolf?«

»Ich bin nicht neugierig.«

1030 »Ich will dir's aber sagen,« und sie neigte sich zu ihm und begann, ihm leise ins Ohr zu flüstern: »Du bist –«

Er erfuhr nicht, was er ist. Bei Fritzis Bewegung, als sie sich vorneigte, hatte ein Glas geklirrt, Frau Schönchen war aufwachend zusammengefahren, die beiden aber waren auseinandergefahren.

»Ich wollte mich gerade verabschieden, Frau Schönchen,« rief Urbany sich rasch fassend. »Es ist spät geworden.«

Er küßte der alten Dame ritterlich die Hand und verabschiedete sich sodann, etwas zögernd, wie es schien, von Fritzi.

1035 »Gute Nacht, Rudolf,« sagte diese, und es war, als träume sie noch oder schon wieder, als sie ihre Hand eine Weile in der seinigen ruhen ließ.

Das Dienstmädchen leuchtete dem späten Gast die Treppe hinunter; Frau Schönchen räumte etwas schlaftrunken den Tisch ab, zählte noch einmal das Silberzeug, das nun noch in die Küche kommen sollte, um gereinigt zu werden. Fritzi stellte sich vor den Spiegel, hob die Hände zum Kopf und zog sich den großen Schildpatt-Kamm und sodann die

- 1040 Nadeln aus dem Haar, das nun in reicher Goldflut ihr über die Schultern bis weit hinab über die Hüften fiel. Da – klopfte es noch einmal an der Thür. Die beiden Frauen sahen sich erstaunt an, und Frau Schönchen ging zu öffnen. Urbany stand vor der Thüre und neben ihm das Dienstmädchen, noch immer die brennende Kerze in der Hand; sie waren schon unten im Hausflur gewesen und waren dann wieder umgekehrt.
- »Darf ich noch einmal auf einen Augenblick hinein, Frau Schönchen?« fragte Urbany vom Vorzimmer herein.
- 1045 Frau Schönchen öffnete die Thüre, und Urbany trat ein.
- »Hast 'was vergessen, Rudolf?« fragte Fritzi, sich das Haar aus dem Gesicht streichend.
- »Ja, Fritzi, ich wollte dir doch noch etwas sagen.«
- »Es war höchste Zeit, Rudolf,« sagte Fritzi lachend, und sie schüttelte dabei ihre goldene Mähne. »Da sieh' mich an, wie ich ausschau; in voller Abrüstung begriffen; eine Minute später, und ich weiß nicht, wie weit wir sind!«
- 1050 Urbany warf Frau Schönchen einen bittenden Blick zu; sie verstand ihn und verließ still das Zimmer.
- »Ah! Also etwas Geheimnisvolles?« rief Fritzi, die den Blick aufgefangen hatte und die sich nun zurechtsetzte, um die Mitteilung entgegenzunehmen. »So, jetzt setz' dich her zu mir und red'!«
- »Fritzi, ich hab' dich nur fragen wollen, ob du mir gut bist?«
- »Rudolf, du bist ein großartiger Mensch! Das hast mich fragen wollen?«
- 1055 »Ja!«
- »Und so etwas vergißt er! Und an so etwas erinnert er sich erst auf der Stiege! Da hört doch Alles auf!«
- »Fritzi, du mißverstehst mich!«
- »Aber nein! Es ist ja sehr schön von dem Herrn Grafen, daß ihm die gute Idee noch eingefallen ist! Bei einem Haare – und er hätte es vergessen, und nun säße ich da! Ich habe mich noch schön zu bedanken.«
- 1060 »Fritzi, was bist du doch für ein dummes Kind! Aber schönes Haar hast du,« und er ließ die Goldflut spielend durch seine Finger gleiten. »So ein Rhinoceros bin ich ja doch nicht, daß mich erst der esprit d'escalier auf eine solche Idee bringen müßte.«
- »Ja wohl, so sind die Rhinocerosse. Sie haben sich von jeher durch bedeutenden Aufwand von esprit d'escalier ausgezeichnet!«
- 1065 »Also von etwas vergessen haben ist nicht die Rede. Die Frage hat mich so ganz erfüllt, daß ich kaum einen anderen Gedanken fassen konnte, und auch heute den ganzen Abend habe ich an nichts Anderes gedacht, und während wir vorhin so schön träumten, hatte ich mir fest vorgenommen, heute Nacht noch einmal alles recht, recht gut zu überlegen, um dann morgen mit dir zu reden.«
- »Nun – und?«
- 1070 »Und da überfiel mich beim Weggehen der Gedanke, daß es doch eigentlich schmachlich sei von mir, da erst noch lange überlegen zu wollen, und daß ich mich dann morgen ganz gewiß bis in die Haut hinein schämen würde, daß ich mir da noch eine Bedenkzeit vorbehalten hätte, und da bin ich denn lieber gleich umgekehrt, – und da bin ich nun!«
- »Das nennt man – so – mit beiden Füßen zugleich hineinspringen.«
- »Nenn's, wie du willst, Fritzi!«
- 1075 »Rudolf! Auf diese Art, *genau* so werden alle dummen Streiche gemacht!«
- »Ich bin kein Knabe, Fritzi, und kein verführter Jüngling. Also jetzt nimm dich zusammen, Fritzi, und antworte auf meine Frage!«
- »Auf welche Frage?«
- »Ob du mir gut bist?«
- 1080 »Oho! So wird das nicht gemacht. Ich soll reden und mich vielleicht blamieren, ohne daß ich weiß, wie's bei dir steht. Das ist nicht die Ordnung!«
- »Fritzi, du weißt es ja!«
- »Ich weiß nichts!« entgegnete sie und lehnte sich weit auf ihrem Sitz zurück.
- »Fritzi, du weißt es!«

1085 »Ich weiß es nicht!«

»Dann muß man dich belehren! Also du bist ein nichtsnutziger, ein süßer Fratz, und ich habe dich unsinnig lieb!« Und damit drückte er sie wild an sich und packte sie dann mit beiden Händen am Kopfe und bedeckte ihr erglühendes Antlitz mit stürmischen Küssen.

»Weißt du es jetzt?« hauchte er ihr ins Ohr. »Und wird es so gemacht? Ist das die Ordnung?«

1090 Fritzi sah aus dem Gewirr ihrer goldenen Haare zu ihm empor, und ein seliges Lächeln lag auf ihren Zügen, während Thränen aus ihren großen Kinderaugen drangen.

»Also jetzt weißt du's, Fritzi,« fuhr Urbany fort. »Was antwortest du nun?«

»Ach, Rudolf!« rief Fritzi aufgelöst, und jetzt schlang sie ihre Arme um seinen Hals. »Ja, ich bin dir gut, ich bin dir gut.«

1095 »Also dann sind wir ja einig. Wann machen wir Hochzeit?«

»Wann du willst!«

»Laß sehen,« sagte Urbany, und er nahm dabei einen kleinen Kalender aus seiner Briefftasche. »Also am – ja so, der Kalender ist ja in einigen Tagen abgelaufen, und einen neuen habe ich noch nicht. Also in vier Wochen, am 21. Januar. Einverstanden?«

1100 Fritzi nickte ihm zu.

»Abgemacht; am 21. Januar wird geheiratet,« setzte Urbany fort. »Und bis dahin, – keinem Menschen etwas sagen!«

»Ja, ich bitte dich, keinem Menschen!«

»Die Leute sollen auch ihre Überraschung haben.«

»Ja, die Überraschung!« seufzte Fritzi. »Was wirst du auszustehen haben, du Armer!«

1105 »Ja, ich bin sehr zu bedauern!«

»Ich sage es im Ernst, Rudolf! Was werden deine Leute sagen?«

»Ich habe keine ›Leute!«

»Deine Verwandten!«

1110 »Meine Verwandten sind zwei Schwestern, beide verheiratet, die eine in Siebenbürgen, die andere in London. Die finden alles für gut, was ich thue; die werden auch mit meiner Frau gut sein.«

»Aber die Welt, deine Welt! Ich werde nicht empfangen werden. Das ist ja natürlich, und das erwarte ich gar nicht, aber auch du wirst ausgeschlossen sein.«

»Das wird allerdings fürchterlich sein!«

»Jetzt scherzest du darüber, und später wird es dir doch leid thun!«

1115 »Ich werde mich zu trösten wissen, Fritzi! Im übrigen, mein Kind, steht die Sache ganz anders. Mich – uns schließt man nicht aus, wir schließen aus, was uns nicht gefällt!«

»Ach, du lieber Gott! Jetzt fällt mir noch etwas ein! Was machen wir mit der Schönchen? Die Schönchen kann ich nicht fortschicken!«

1120 »Ja, die Schönchen, richtig, die Schönchen,« erwiderte Urbany einen Augenblick nachdenkend. »Frau Schönchen!« rief er dann laut, und als diese darauf in der Thüre zum Nebenzimmer erschien, ging er ihr entgegen, führte sie zu Fritzi und drückte sie dort auf einen Sessel. »Da setzen Sie sich her, Frau Schönchen, und vernehmen Sie die große Neuigkeit: Fritzi will mich zum Manne nehmen. Nicht vom Sessel fallen, Frau Schönchen! Sie nimmt mich wirklich. Nicht weinen, Frau Schönchen! Wir wissen ja, daß Sie's gut meinen mit uns beiden, und darum müssen wir auch hübsch beisammen bleiben und brav zusammenhalten. Sie dürfen nicht fort von uns. Jetzt weinen Sie schon wieder!«

1125 »Das ist noch das frühere, Rudolf,« erläuterte Fritzi.

»Also noch immer, das ist ja noch ärger!« fuhr Urbany fort. »Wir können Sie wirklich nicht weglassen, Frau Schönchen; Sie sind uns unentbehrlich. Denken Sie nur, wenn wir miteinander raufen werden, die Fritzi und ich, und wir werden jeden Tag raufen, – nicht wahr, Fritzi, das ist schon ausgemacht?«

»Ja wohl, Schönchen, das ist schon beschlossen!« bestätigte Fritzi.

1130 »Nun also!« sprach Urbany weiter: »Da müssen wir doch jemanden haben, an dem wir unsern Zorn auslassen können.

Sie werden nicht wollen, daß ich meinen Zorn an unserer Fritzi auslasse.«

»Nein, das will die Schönchen nicht!« redete Fritzi dazwischen.

»Die Sache ist also sehr klar und einfach. Es geht gar nicht anders, als daß Sie bei uns bleiben, Frau Schönchen. Und dann! Warum soll denn gerade ich keine Schwiegermutter kriegen, wenn ich heirate? Frau Schönchen, Sie werden
1135 unsere Schwiegermutter sein, na, Frau Schönchen, freuen Sie sich!«

»Schönchen, weißt du nun, warum Rudolf zurückgekommen ist?« fragte Fritzi die still vor sich hinweinende alte Frau. Frau Schönchen wußte es nicht, und wenn sie es auch gewußt hätte, sie hätte es jetzt in ihrer tiefen Ergriffenheit nicht sagen können.

»Er hatte es vergessen,« erläuterte Fritzi, »mir eine Liebeserklärung zu machen, und auf der Treppe ist es ihm erst
1140 eingefallen. Da mußte er doch umkehren, nicht wahr?«

»Ja wohl,« gab Urbany ernsthaft zu. »Es hatte mir etwas auf der Zunge gelegen, und auf der Treppe fiel es mir ein. Glauben Sie das, Frau Schönchen?«

»Nein, das glaube ich nicht,« beteuerte Frau Schönchen.

»Siehst du, Fritzi,« rief nun Urbany, »sie ist gescheiter, als wir beide zusammengenommen, und darum muß sie bei
1145 uns bleiben. Ich bitte dich, ein gescheiter Mensch muß doch unter uns sein!«

Frau Schönchen erhob sich und küßte Fritzi so recht innig, wie eine Mutter ihr Kind, und dann stand die alte Frau vor Urbany, stockend und verlegen, weil sie nicht wußte, wie sie ihm ihre Gefühle ausdrücken sollte. Da umarmte Urbany die bebende alte Frau und küßte sie, wie ein Sohn seine Mutter küßt, und dann küßte er Fritzi noch einmal, und zwar nicht, wie ein Sohn seine Mutter küßt, und dann leuchtete ihm das Dienstmädchen noch einmal hinunter. Und dieses
1150 Mal kehrte er nicht noch einmal um, denn jetzt hatte er nichts mehr vergessen.

* * *

1155 **Fünftes Kapitel.**

In seliger Weltabgeschiedenheit hatte das junge Paar seine Honigwochen verlebt. Der Winter war streng, aber kurz gewesen, und ein wunderbarer Vorfrühling erregte in beiden die Sehnsucht ins Weite. »Jetzt können wir schon wieder unter Leute gehen,« meinte Fritzi, »wir sind ja ein altes Ehepaar.«

1160 Ein altes Ehepaar! Sie waren schon volle sechs Wochen verheiratet.

»Ja, wir wollen hinaus,« stimmte Urbany bei. »Ist's dir schon langweilig geworden, Fritzi, auf unserem Schlosse?«

»Nein, Rudolf; nicht langweilig. Es war die schönste Zeit meines Lebens, und ich glaube nicht, daß man für die Dauer so glücklich sein kann.«

»Warum nicht, Fritzi? Was sollte sich ändern? Eines ist freilich notwendig. Du mußt mich immer ein bißchen lieb
1165 haben, sonst freilich –!«

»Du mich aber auch, Rudolf!«

»Das kann ja gar nicht anders sein, Fritzi. Wenn's nach mir ginge, ich bliebe am liebsten mein Lebelang hier mit dir auf der Scholle sitzen.«

»Nicht schwindeln! Auch du möchtest schon ganz gerne wieder einmal in die Welt hinaus!«

1170 »Aber nur mit dir! Und mit dir überall hin!«

»Ich doch auch mit dir, Rudolf. Ohne dich – den Gedanken kann ich nun gar nicht mehr ausdenken. Und wenn es mich jetzt doch hinaustreibt, so macht das der Frühling. Der Frühling hat mir's angethan! Er hat es allem angethan, was da auf Erden ist. Die Gräser stecken ihre Spitzen hervor, und schon reckt auch manche Feldblume das Köpfchen und möchte sich umsehen in der Welt.«

1175 »Und so ein Feldblümchen bist nun auch du, Fritzi, nicht wahr? Du reckst auch das Köpfchen und möchtest dich auch umsehen in der Welt. Was möchte sich nun mein neugieriges Feldblümchen ansehen, Paris, Venedig, Rom oder die Riviera?«

»Die Riviera!« rief Fritz begeistert. »Es war immer mein Lieblingstraum, einmal dorthin zu kommen. Fahren wir dem Frühling entgegen, Rudolf!«

1180 Am nächsten Tage wurde die Reise angetreten. Sie fuhren dem Frühling entgegen, und als sie in Nizza angelangt waren, da hatten sie ihn ganz, den grünenden, blühenden, duftigen, warmen, sonnbeglänzten Frühling, und sie genossen ihn mit doppeltem Behagen, als sie aus den Briefen Frau Schönchens, die am Tage der Hochzeit in das gräfliche Palais in Wien mit allen ihr zukommenden Würden und Vollmachten eingesetzt worden war, und die sie seitdem nicht gesehen hatten, entnahmen, daß der Winter über alles österreichische Land einen neuen tückischen und
1185 erfolgreichen Überfall vollführt habe, und daß nun wieder alles in Schnee und Eis starre. Beim Lesen solcher Schilderungen dufteten die Rosen doppelt so süß, lachte die Sonne doppelt so hell, und doppelt so wonnig erglänzte das blaue, das schimmernde Meer.

Natürlich machten sie auch ihren Ausflug nach Monte Carlo. Die Anregung dazu war von Urbany ausgegangen; Fritz hatte zwar unablässig daran gedacht, aber dennoch mochte sie es nicht sein, die diesen Vorschlag machte. Es wäre ihr
1190 dabei gewesen, als hätte man sie auf einer Sünde ertappt. Seitdem sie denken konnte, hatte sie von der Spielbank phantasiert. Es war ihr bis in die allerjüngste Zeit immer recht knapp ausgegangen im Leben mit den Mitteln, und sie hatte immer nicht nur Sinn gehabt für eine gewisse Prachtentfaltung und eine glänzende Lebensführung, sondern auch eine wahre Sehnsucht danach. Seitdem sie der Bühne angehörte, hätte sie leicht den Glanz erringen können, freilich auf Kosten ihres tapfer gehüteten guten Rufes, aber dazu war sie eine zu kluge und trotz ihres impulsiven
1195 Temperamentes im Grunde doch auch eine zu reinliche Natur und dann auch zu stolz. Es war ihr immer ein Hochgefühl sondergleichen gewesen, und das hätte sie nicht um alle Schätze preisgegeben, mit grausamer und unverhohlener Geringschätzung herabzusehen auf ihre Berufsgenossinnen, die im Glanze schmählich erworbener Diamanten strahlten und in prunkenden Karossen ihre Schande zur Schau trugen.

Aber die Sehnsucht nach Glanz und Überfluß lebte doch auch in ihr, und da die Wirklichkeit ihr keine Aussicht bot,
1200 keine Aussicht wenigstens, bei der sich's ehrlich bleiben ließ, so verlor sie sich ins Reich der Träume. Die Sache war doch so einfach. Einmal nach Monte Carlo fahren, dort mit einem kühnen Handstreich die Bank sprengen, und alle Sorge hatte ein Ende.

Nun war sie in Monte Carlo, und auch ihr blieb die Erfahrung nicht erspart, daß die Wirklichkeit immer wesentlich anders ist, als wir sie uns vorher im Traume auszumalen pflegen. Sie sah am Arme ihres Gatten dem Spiele zu, und es
1205 kam über sie wie ein Gefühl der Enttäuschung.

Von da soll man sich das Glück holen! Und *spielend* soll man es sich holen! Wie anders nahm sich das doch in der Nähe aus wie in ihren Phantasien. Das war kein Spiel, sondern Ernst, abschreckender Ernst; kein Spiel, sondern Arbeit, und eine widerliche Arbeit, weil sie nicht verklärt ward von der Poesie und dem Segen jeder rechten und ehrlichen Arbeit. Wie hatte sie sich auf den Moment gefreut, und nun schämte sie sich fast, daß sie da war.

1210 Sie hatte nun freilich den ersehnten Glanz, und es waren nicht mehr die schwellenden Hoffnungen, die sie hierher geführt hatten, aber sie glaubte ehrlich zu sein, wenn sie sich sagte, daß dieses »Spiel« keine magische Gewalt über sie haben würde, auch wenn sie arm dastünde, und sie die Hoffnung hegen könnte, hier das Glück zu erjagen.

»Willst du nicht dein Glück versuchen?« fragte sie, nachdem sie eine Weile dem Spiele zugesehen, ihren Gatten.

»Ich spiele nicht,« antwortete Urbany ruhig.

1215 »Ah? Du bist ein Mann von Grundsätzen?«

»Nein, Kind, ich bin ein Mann ohne Grundsätze. Nicht aus Grundsatz spiele ich nicht, sondern weil's mich nicht freut.«

»Aber in eurem Klub, – da wird doch viel und hoch gespielt. Spielst du dort auch nicht?«

»Niemals!«

1220 »Und du läßt rennen, hast den größten Rennstall – wetttest du auch nicht?«

»Niemals!«

»Höre, Rudolf, du bist ja ein Mustermensch; da muß man sich neben dir schämen!«

»Ich sagte dir ja schon, es sind nicht Grundsätze, es ist rein Temperamentssache. Ich finde keine Unterhaltung dabei, das ist alles. Daß es nicht Grundsätze sind, will ich dir gleich beweisen, wenn du willst, indem ich einige Einsätze
1225 mache.«

Er warf einige Goldstücke auf den Tisch, und wohin sie fielen, ließ er sie liegen, und, als die rollende Kugel nach einer Weile stille stand, da hatte er sie verloren.

»Siehst du,« sagte er lächelnd, »ich habe, Gott sei Dank! kein Glück im Spiel! Aber dir wird es vielleicht Spaß

machen, da mitzuthun, Fritzi. Ich war schon darauf bedacht.«

1230 Er zog einen kleinen blauseidenen Beutel mit einer Silberschnur aus der Tasche; der Beutel war mit Goldstücken gefüllt, und er gab ihn ihr nun in die Hand. Fritzi besann sich einen Augenblick und nestelte dann die Silberschnur auf.

»Halt!« sagte Urbany nun. »Bevor du anfängst, Fritzi, wollen wir erst Luftschlösser bauen. Was wirst du dir für deinen Gewinnst kaufen?«

1235 »Aber ich habe ja noch gar nicht gewonnen!«

»Eben darum! Die Luftschlösser dürfen kein Fundament haben. Also strenge deine Phantasie an!«

»Das ist ja das Gräßliche an diesem Ort, daß man nicht einmal träumen kann. Bei all dem Glanz eine so schreckliche Nüchternheit!«

»Denke nur nach. Was werden wir mit dem Gewinnst anfangen?«

1240 »Was sollte ich mir wünschen? Ich habe ja alles von dir.«

»Irgend eine Thorheit!«

»Also gut, ich werde mir einen kleinen Wagen mit zwei kleinen Ponies kaufen, den ich dann selbst kutschieren werde.«

»So einen hübschen kleinen Korbwagen?«

1245 »Jawohl, und hinten drauf muß ein kleiner Groom sitzen!«

»Wie wird er denn angezogen sein?«

»Wie unsere Lakaien im Schloß. Weiße Seidenstrümpfe, rote Plüschhosen und einen blauen Frack mit silbernen Knöpfen.«

»Ganz richtig, und einen großen Cylinderhut werden wir ihm aufsetzen.«

1250 »Jawohl, einen großen Cylinder mit breiter Silberborte.«

»Jetzt hätten wir also das Luftschloß beisammen, und nun kannst du anfangen.«

Fritzi setzte sich an den Spieltisch und begann zu pointieren. Urbany sah ihr ein halbes Stündchen zu, und, als er bemerkte, daß sie ganz absorbiert werde von den Wechselfällen des Spieles, da machte er einen kleinen Rundgang durch den Spielpalast, und dann verließ er denselben sogar ganz für einige Minuten. Als er wieder kam und sich

1255 abermals hinter den Stuhl Fritzis stellte, da hatte sie seine Abwesenheit gar nicht bemerkt.

Fritzi verlor; das Häuflein vor ihr hatte sich stark gelichtet. Sie war aufgeregt und sichtlich in ärgerlicher Stimmung.

»Wie geht's, Fritzi?« fragte Urbany, dem es leid that, sie in schlechter Stimmung zu sehen.

»Schlecht, Rudolf! Da sieh nur, wie der goldene Berg zusammengescholzen ist!« Sie sagte das mit erzwungenem Lachen, aber es war nicht unschwer ihr anzumerken, daß ihr das Weinen näher stand, als das Lachen. »Wieviel war

1260 denn in dem Beutel, Rudolf?« fragte sie darauf beklommen.

»Zerbrich dir darüber den Kopf nicht!«

»Ich möchte es wissen!«

»Wer wird denn nachzählen!«

»Ich möchte es doch wissen!«

1265 »Es waren hundert Stück.«

Fritzi zählte nach. »Es ist schrecklich, Rudolf! Gerade die Hälfte ist schon verloren!«

»Du bist ein Kind!« antwortete er, sich zu ihr neigend, und dann schob er, bevor sie es hindern konnte, mit einer Hand den ganzen noch vorhandenen Rest auf Rot. Die Kugel surrte im Kreise, und als sie stand, hatte Rot gewonnen.

»Da wäre also das ganze Unglück wieder gutgemacht!« rief er ihr zulächelnd. »Willst du nun aufhören?«

1270 »Noch ein Viertelstündchen lasse mich spielen, Rudolf, man will doch nicht ganz umsonst dagesessen haben!«

»Gut, aber ich werde nicht mehr neben dir stehen. Ich hatte dir kein Glück gebracht!«

»Zum Schluß doch!«

»Aber vorher nicht!«

Auf der entgegengesetzten Seite des Tisches wurde ein Platz frei. Urbany beeilte sich, ihn zu erobern, und er saß nun
1275 Fritzi gegenüber und – er spielte mit. Etwa eine Stunde währte noch das Spiel, dann erhob sich Fritzi mit verstörter
Miene, – sie hatte alles verloren. In der nächsten Minute war Urbany an ihrer Seite und bot ihr den Arm.

»Was machst denn du für ein desperates Gesicht, Fritzi?«

»Denke nur, Rudolf, ich habe alles verloren,« erwiderte sie mit Thränen kämpfend. »Es ist schmachlich; so viel Geld!
Ich könnte weinen d'rum, daß ich so leichtsinnig war!«

1280 »Frauen sollten wirklich nicht spielen, sie kränken sich gleich zu sehr über einen Verlust. Übrigens hast du nichts
verloren, Fritzi, nicht einen Heller!«

Sie sah ihn groß an, sie verstand in nicht.

»Das geht ganz natürlich zu,« fuhr er fort. »Ich habe mir den Spaß gemacht, gegen dich zu spielen, und weil ja die
Männer doch gewöhnlich höher spielen als die Frauen, so habe ich immer gleich das Doppelte gesetzt. Legtest du auf
1285 Schwarz, so spielte ich das Doppelte auf Rot, und lockte dich Pair, so hielt ich mich mit dem doppelten Betrage auf
Unpaar. Dabei konnte also nicht mehr verloren werden, als was ich von Vorneherein für verloren gab, und nun haben
wir sogar noch gewonnen!«

Fritzi wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, so sehr freute sie sich nun über das Ergebnis.

»Hier deine hundert Napoleons, Fritzi,« fuhr er fort. »Sie gehören dir, für mich spiele ich nicht.«

1290 »Nein, die gehören nicht mir; ich bin schon zu Tod froh, daß wir nichts verloren haben!«

»Du sollst solche Dinge nicht so tragisch nehmen, Fritzi. Mir liegt auch nichts daran, das Geld dieser Bank
fortzutragen. Sie soll es wieder haben –, oder wir unser Luftschloß. Paß' auf, Fritzi, es ist für dich!« Er legte hierauf
auf einen Satz hundert Napoleons auf Rot, und Rot gewann. Darauf verließen sie den Saal.

Als sie abends nach Nizza zurückkehrten, da stand vor dem Thore der Villa, die sie gemietet hatten, ein reizender
1295 Korbwagen, dem zwei prächtige Ponies vorgespannt waren, und hintendrauf saß richtig ein Groom unter Lebensgröße
in der bekannten gräflich Urbanyschen Livree.

* * *

1300

Sechstes Kapitel.

Die Tage in Nizza verflossen dem Paare in ungetrübter Heiterkeit.

»Wir sind praktische Leute,« sagte einmal Urbany; »aus den Flitterwochen machen wir uns Flittermonate.«

1305 »Warum sollen es nicht Flitterjahre werden?« erwiderte Fritzi.

Immerhin waren sie aber doch schon so weit, daß sie gesellschaftlichen Begegnungen nicht mehr aus dem Wege
gingen. Sie waren nicht mehr leutscheu, und sie empfanden es nicht mehr als unwillkommene Störung, wenn ein
fremdes Element in ihre stillen Kreise drang. Sie hatten auf der Promenade in Nizza einige Bekanntschaften gemacht;
es war zu Verabredungen und zu gemeinsamen Ausflügen gekommen, und man hatte sich dabei ganz gut unterhalten.

1310 Am leichtesten erfolgt in der Fremde der Anschluß an Landsleute, und so hatte sich auch in Nizza eine kleine Wiener
Kolonie zusammengefunden, und aus dem täglichen Verkehr entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Der
Kreis war ein kleiner, aber innerhalb desselben verstand man sich gut, und in dem internationalen Getriebe, aus dem
man alle erdenklichen Sprachen heraushören konnte, that es allen Mitgliedern der kleinen Kolonie wohl, wenn sie
unter sich die heimatlichen wienerischen Laute erklingen hören konnten.

1315 Das Präsidium in dieser kleinen Gemeinde war wie von selbst dem Grafen Urbany zugefallen, aber als Präsidentin
ward nicht Fritzi angesehen, dazu war sie doch zu jung, sondern Frau Maria von Reineck, eine schlank gewachsene
blonde Frau, die durch eine schon fast erwachsene Tochter, sie hieß Klärchen und war ein allerliebster Backfisch,
mehr Anrecht auf diese Würde hatte. Die ständigen Begleiter Frau Marias und ihrer Tochter waren Reinhold Fricke,
ein junger Mathematiker, und Heinrich Gebauer, ein reicher Privatmann ohne Beruf, den ein Lungenleiden nach dem
1320 Süden getrieben hatte, und der sein Leiden, das er entgegen der sonst üblichen sanguinischen Auffassung seiner
Schicksalsgenossen, selbst als ein hoffnungsloses bezeichnete, und als solches mit wahrhaft philosophischer

Heiterkeit trug. Das hatte ihm auch in der kleinen Gesellschaft den Beinamen des Philosophen eingetragen. Seine Philosophie war auch eine sehr einfache.

1325 »Ich halte mich,« pflegte er zu sagen, »an Schopenhauer. Der Tod ist eigentlich etwas, was uns gar nichts angeht. So lange ich lebe, ist er für mich nicht da, und wenn er da ist, bin ich nicht mehr da. Wir kommen eigentlich gar nicht zusammen und gehen uns daher auch gar nichts an.«

Natürlich wollten sich die Damen mit einer solchen Philosophie nicht zufrieden geben. Da that ihnen denn der Philosoph den Gefallen und philosophierte weiter.

1330 »Ich habe noch andere Beruhigungsmittel für mich,« pflegte er dann weiter auszuführen, augenscheinlich mehr, um die anderen, als sich selbst zu beruhigen; »wissen kann man nämlich gar nichts, und glauben – Sie wissen, daß das die schwächste Seite der Philosophen ist.«

»Und doch kann nichts so rechten Trost geben als ein treuer Glaube,« warf Frau Maria ein ohne Ziererei und sichtlich aus innerer Überzeugung heraus.

1335 »Ich bin auch kein Heide, meine Gnädigste,« suchte sich Heinrich Gebauer zu verteidigen, »obschon ich in den Bann gethan und aus dem Schoße unserer christkatholischen Kirche ausgeschlossen bin, – exkommuniziert!«

Ah! Die Damen sahen ihn erschreckt an.

»Jawohl, mit dem großen Bann belegt!« fuhr er fort. »Lebten wir ein paar Jahrhunderte früher, ich müßte wie ein gehetztes Wild durch die Welt irren, um schließlich in einem versteckten Winkel zu verbluten.«

»Was haben Sie denn angestellt?« fragte gespannt Fritzi.

1340 »Nichts Großes, vor allen Dingen nichts Romantisches und nichts Kriminalistisches. Ich bin Freimaurer, das ist alles.«

Freimaurer! Die Damen waren nun furchtbar neugierig, was es eigentlich mit der Freimaurerei auf sich habe. Ob er nichts von ihren Geheimnissen erzählen könne, ob es denn wirklich so arg sei mit ihr. Da könne ja kein Mensch aus ihr klug werden. Auf der einen Seite höre man, daß verschiedene Potentaten und Minister und Generäle dem Bunde angehörten, sogar der alte Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich seien Freimaurer gewesen, – ob das auch wahr sei? –,
1345 und auf der anderen Seite fürchte man sich in Österreich so vor ihr, und der Papst belege sie als staatsgefährlich und kirchenfeindlich und alle Sitte untergrabend mit dem schweren Bann. Der greise Kaiser Wilhelm sei doch sicher kein Revolutionär gewesen, er habe etwas auf Gottesfurcht und gute Sitte gehalten, wie erkläre sich nun diese Verschiedenheit der Auffassungen.

1350 »Vielleicht aus denselben Ursachen,« antwortete der so Bestürmte, »welche den Protestantismus in die Welt gebracht haben, und die sich zum erstenmal mit elementarer Kraft entluden in den Reformationskriegen. Die Freimaurerei wird von den Wissenden die ›königliche Kunst‹ genannt, ich möchte sie die protestantische Kunst nennen; sie blüht auf und erstarkt mit dem Protestantismus. Allerdings blüht sie auch in katholischen Ländern, in Frankreich und in Italien, das spricht aber nicht gegen meine Auffassung, das erklärt nur die entschiedene Verurteilung, die sie von Seite des päpstlichen Stuhles findet. Ich bin auch unbefangen genug zuzugestehen, daß das katholische Bewußtsein keine
1355 Förderung und Festigung von den freimaurerischen Gedanken zu erwarten hat.«

»Was sind das aber nun doch für Leute, die Freimaurer?« fragte Frau Maria.

1360 »Leute, die's herzlich gut meinen, die aber auch – leider! – herzlich wenig leisten. Übrigens –« bog hier der Philosoph ab, »wollte ich ja von etwas ganz anderem reden, von meinem letzten und schönsten Trost. Sokrates bietet ihn durch den Mund Platos, oder Plato durch Sokrates – wer will das heute noch feststellen? Zweierlei ist möglich: entweder ist der Tod Vernichtung, ein ewiger traumloser Schlaf, oder er ist der Übergang zu einem andern, neuen Leben. Der traumlose Schlaf hat keine Schrecken. Und das neue Leben? Wenn es eine Allmacht giebt, die uns jenes neue Leben schenkt, dann ist diese Allmacht auch gerecht, die Lohn und Strafe nicht unverdient verteilt. Die Moral dieser Philosophie liegt auf der Hand: Sei ein redlicher, ein gerechter Mensch, und es kann dir nichts geschehen!«

1365 Urbany und Fritzi unterhielten sich nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch über dieselbe, wenn sie wieder allein waren. Der Philosoph regte ihr tiefes Mitgefühl an. »Besser nicht leben, als so, ein Verurteilter durch das Leben zu gehen!« meinte Fritzi.

1370 »Aber wir sind doch alle zum Tode verurteilt, und der Vollstreckung des Urteils entgeht keiner,« wandte Urbany ein, aber Fritzi wollte sich dabei nicht beruhigen. Das Bewußtsein, sterben zu müssen, habe noch keinem die Freude am Leben genommen; die furchtbare Todesangst gewinne erst Macht, wenn dem Leben ein bestimmtes, dem Verurteilten bekanntes Ziel gesetzt sei. Die Hoffnungslosigkeit sei das Entsetzliche. Der Soldat, der in die Schlacht zieht, und der Verbrecher, dem sein Todesurteil verkündet wird, sie haben beide den Tod greifbar nahe vor sich, und doch um wie vieles qualvoller ist der Zustand des Verurteilten als der des Soldaten, der sich doch noch an die Hoffnung klammern kann.

»Ich würde tausendmal lieber sterben,« sagte Fritzi, »als ein solches Leben tragen!«

1375 »Dann mußt du auch dem feigen Soldaten Recht geben, der sich – widersinnig genug – aus Furcht vor dem Tode selbst den Tod giebt.«

»Oh, tausendmal gebe ich ihm Recht!«

»Es ist ein Glück, Fritzi, daß man dich nicht zu den Soldaten nehmen kann!«

Fast noch mehr als der »Philosoph« beschäftigte sie Frau Maria. Nichts schien ihr ferner zu liegen, als auf
1380 Eroberungen auszugehen, und doch – es war kein Zweifel, der junge Mathematiker sowohl, wie der Philosoph hatten sich ihr vor den Wagen gespannt. Beide schwärmten im geheimen für sie, und sie schien es nicht zu bemerken oder wollte es nicht bemerken. Man hätte meinen können, daß die magnetische Anziehungskraft von ihrem hübschen Töchterlein ausging, aber Klärchen war noch so jung. Die Tochter zu jung, – die Frage lag nahe, ob die Mutter nicht zu alt sei? Auch darüber unterhielt sich Fritzi mit ihrem Manne.

1385 Frau Maria war nicht mehr jung, und sie zeigte auch niemals das Bestreben, jünger zu scheinen, als sie war. Vielleicht war es gerade diese kluge Zurückhaltung, die mit zu ihren Erfolgen half. Wenn ihre beiden Anbeter ihr allzu hitzig mit ihrer Bewunderung zusetzten, da pflegte sie wohl lächelnd und dabei doch mit wehmütigem Ausdruck im seelenvollen Gesichte mit dem Worte abzuwehren: »Es ist der Abendsonnenschein!«

Es hatte nichts Frivoles, eher etwas Rührendes an sich, wenn sie den kranken Philosophen oft sichtlich begünstigte,
1390 gelegentlich wohl auch um eine leichte Nuance mehr, als eine strenge gesellschaftliche Auffassung es gestattet haben würde. Da traf das Wort vom Abendsonnenschein erst recht zu, nur daß er da seinen verklärenden und beglückenden Schimmer um ein armes, dem frühen Tode geweihtes Menschenherz breitete.

Der junge Mathematiker wurde schon etwas strenger im Zaume gehalten. Der war aber auch frisch und gesund, und der brauchte keinen wärmenden Strahl. Mit der Zuversicht der Jugend setzte er seine Bewerbungen fort. Der kranke
1395 Nebenbuhler störte ihm die Ruhe seiner Nächte nicht, und auch die Sorge störte seinen gesunden Schlaf nicht, daß die seit zehn Jahren verwitwete Frau, bei all ihrer bezwingenden Liebenswürdigkeit doch keine rasonnable Partie für ihn sei. Er war in dem Alter, in dem man es für eine große Sünde halten würde, über das Alter einer schönen Frau, die man liebt, langwierige Untersuchungen anzustellen. – –

Frau Schönchen hatte geschrieben, daß es nun auch schon in Wien ernsthaft Frühling geworden sei, aber auch wenn
1400 sie es nicht geschrieben hätte, so gab es schon der Zeichen dafür genug. Urbany erhielt nun täglich Briefe und Telegramme von seinem Training-Ground. Die Frühjahrsrennen waren in Sicht, und die Berichte über die Präparation seiner Pferde wurden immer häufiger und immer ausführlicher. Einmal war sogar sein erster Futtermeister nach Nizza gekommen – der Trainer hatte von seinen edlen vierbeinigen Schutzbefohlenen nicht abkommen können –, um persönlich und mündlich über die bereits erfolgten Ausschreibungen zu verhandeln und die Befehle in betreff der
1405 erforderlichen Nennungen entgegenzunehmen. Er berichtete Wunderdinge von einer noch namenlosen Zweijährigen, die bei einem Trial über die dreijährigen Derby-Cracks des gräflichen Stalles in großem Stile hinweggaloppiert sei. Es galt nun, für sie einen Namen zu bestimmen, und Urbany überließ es Fritzi, den Namen vorzuschlagen.

»Wenn sie so gut ist, so nenne sie Fritzi!« erwiderte diese. »Vielleicht wird der Name so noch berühmt werden.«

1410 »Das geht nicht, Fritzi; nennen wir sie ›Gräfin‹. Damit ist dein Wunsch auch erfüllt, und wir sind wenigstens nicht gar so deutlich geworden.«

Sie fuhren nun nach Wien, um bei den Frühjahrsrennen zugegen zu sein. Frau Schönchen hatte ihnen das prunkvolle Heim im gräflichen Palais auch heimlich und wohnlich zu machen sich bestrebt. Sie hatte gethan, was sie thun konnte, aber allzu freundlich waren die pompösen Räume in dem düsteren Palaste auch jetzt noch nicht.

»Aus dem sonnigen Nizza hierher,« seufzte Fritzi, – »der Unterschied ist ein großer!«

1415 Frau Schönchen entwickelte aber soviel mütterliche Sorgfalt und zeigte immer ein so freundliches, stillvergnühtes Gesicht, daß der erste unfreundliche Eindruck bald verwischt wurde. Bald kamen weitere freundliche Eindrücke. Die ersten Rennen waren gelaufen, und »Gräfin« hatte sich in großer Form gezeigt. Sie war im Rennen der Zweijährigen zum erstenmal auf der Bahn erschienen und hatte von Anfang bis zu Ende allen ihren Mitbewerbern die Eisen gezeigt. Ihre Überlegenheit war eine so hervorstechende, daß sie sogar schon für das erst im nächsten Jahre zu laufende Derby
1420 gewettet wurde.

»Die ›Gräfin‹ ist unser bestes Pferd im Stalle,« sagte am Abende nach dem Rennen Urbany zu Fritzi. »Das Pferd gehört dir, Fritzi; immer soll das Beste, was ich habe, dir gehören. Der Gräfin die ›Gräfin‹. Hier hast du schon ein Nadelgeld, der heutige Preis, den sie verdient hat, ich hoffe, sie wird dir auch weiterhin soviel einbringen, daß das Geld für die Nadeln langen wird.«

1425 »Du verwöhnst mich, Rudolf! Das ist keine Erziehung. Wenn du deine Kinder auch so schlecht erziehen wirst –«

»Meine Kinder?!« Urbany blickte gespannt auf seine junge Frau, und diese hielt den Blick aus und erwiderte ihn, und es lag etwas wie ein stilles, glückseliges Kichern in dem Blick. Rudolf sprang auf und umarmte Fritzi stürmisch.

»Du bist mein süßes Weib!«

1430 Seit diesem stillen Eingeständnis Fritzis war sie ihm noch teurer geworden, als sie es bisher schon war; zu der Liebe kam noch die Verehrung und die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des in ihr keimenden Muttergefühles.

Nicht in demselben Maße wuchs aber das Glück Fritzis. Sie begann leidend zu werden, und sie ertrug das um so schwerer, als sie sich einer bis dahin noch niemals getrübtten Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte und nicht gewöhnt war, körperliche Leiden zu ertragen. So blieb das fortgesetzte körperliche Unbehagen nicht ohne starken, verstimmenden Rückschlag auf ihre seelische Verfassung. Sie wurde reizbar und ärgerte oder grämte sich über allerlei
1435 Nichtigkeiten, die sie früher kaum beachtet hätte. Wenn sie sich in dem Spiegel sah, war ihre Laune gleich für Stunden verdorben; sie gefiel sich gar nicht mehr und war unglücklich bei dem Gedanken, daß ihre frühere Schönheit nun für alle Zeit verloren sei. Da erinnerte sie sich auch, und jetzt unter Mißmut und Kränkung, Maria von Reinecks. Jene Frau war erheblich älter als sie, aber jetzt ganz gewiß schöner. Rudolf hatte ihr früher unverhohlen seine Sympathien gezeigt, – auch Frau v. Reineck war jetzt in Wien, – wie kam es denn, daß sich Rudolf scheinbar gar nicht
1440 mehr um sie kümmerte? Fritzi, die in ihrer Denk- und Gefühlsart plötzlich wie umgewandelt war, zweifelte nicht, daß da ein geheimes Einverständnis bestehe.

Wenn sie Urbany nur sah, überkam sie ein Gefühl des Zornes. Er bildete sich wohl ein, sagte sie sich dann, daß er sie Gott weiß wie glücklich gemacht habe durch seine gnädige Huld, und doch war ja er der Räuber ihrer Schönheit und ihrer Gesundheit. Wie glücklich, wie gesund und froh wäre sie jetzt noch, hätte er sich nicht eingedrängt in den
1445 Frieden ihres Daseins, – durch Gold war das nicht aufzuwiegen, was er ihr genommen. – Sie war nun zänkisch mit ihm und launisch, und was er auch thun mochte, es war ihr nicht recht. Wollte er sie liebkosen, so wies sie ihn schroff zurück; bezeugte er ihr keine Zärtlichkeit, so grübelte sie selbstquälerisch darüber und warf ihm Wankelmuth und Lieblosigkeit vor. blieb er bei ihr, so empfand sie das wie eine drückende Last, und brachte er einige Stunden des Tages oder den Abend außer Hause zu, so überhäufte sie ihn mit Vorwürfen und Bitterkeiten.

1450 Die Flitterwochen und die Flittermonate waren zu Ende, die Szenen, die sich da im gräflichen Palais abspielten, boten alles andere eher als das Bild einer glücklichen Ehe. Frau Schönchen waltete stumm in dem großen, düsteren Hause, und wenn sie abends sich in ihr Zimmer zurückzog, da weinte sie still vor sich hin.

Urbany hatte ohne Arg und, ohne vorbereitet zu sein, die Veränderung in dem Wesen Fritzis auf sich wirken lassen. Erst war es nur Staunen, womit er den unberechenbaren Äußerungen ihrer Laune begegnete, und dann schäumte der
1455 Zorn in ihm auf. Er wurde schroff und rauh, er wollte sich der häßlichen Tyrannei, die sich da einzusetzen im Begriffe war, nicht unterwerfen, er wollte sein Recht wahren, und mehr als einmal brauste er in mächtigem Groll auf. Darauf ward dann Fritzi nur noch unglücklicher, noch trotziger und verbitterter.

In einer Stunde der Einkehr kam dann Urbany freilich zur Erkenntnis, daß er auf der ganzen Linie im Unrecht sei, und er nahm sich vor und führte seinen Vorsatz mit eiserner Beständigkeit durch, sich nicht mehr reizen – nein, das ging
1460 über seine Macht, – sich nicht mehr hinreißen zu lassen durch die in seltsamen Sprüngen wechselnden Stimmungen seiner Frau. Es war ja klar, Fritzi war krank. Er lud einen der berühmtesten Professoren der Gynäkologie, eine Zierde der Wiener Universität, ins Haus. Dieser widmete sich eine Viertelstunde der Gräfin und beruhigte sodann den Grafen, als sie darauf im Arbeitszimmer des letzteren den Fall besprachen.

»Es liegt durchaus kein Grund zur Besorgnis vor,« versicherte der gelehrte Praktiker, »der Verlauf ist ein ganz
1465 normaler; die Konstitution der Gräfin ist eine gute, – ich bin da wirklich überflüssig.«

»Sie ist so reizbar, Herr Professor!« sagte Urbany, einen Fühler ausstreckend.

»Ja!« lachte der Professor, »das ist nun einmal nicht anders! Das dürfen Sie einer Frau nicht zu hoch anrechnen. Lassen Sie einmal solche Revolutionen in Ihrem Organismus sich vollziehen und dann sehen Sie zu, ob Sie nicht auch reizbar werden. Nicht wahr, das ginge uns Männern noch gerade ab, daß wir auch kleine Kinder bekämen! Ach, du
1470 lieber Gott, wäre das ein Jammer auf Erden! Wir müssen uns d'reinschicken und froh sein, daß es nicht anders ist, – ich sage Ihnen, froh sein, Herr Graf!«

»Aber ein vollständiger Umschwung in der Gemütsverfassung ist doch in solchen Fällen nicht die Regel, er ist doch nicht eine notwendige Folge solcher Entwicklungszustände?«

»Gewiß nicht; aber man darf sich nicht wundern, wenn er eintritt. Man darf sich da überhaupt über nichts wundern; denn da tritt das Unberechenbare in sein Recht. Da hat der Gaumen seinen kapriziösen, oft unbegreiflichen Appetit, und so auch die Psyche, – und für all diese kapriziösen Launen giebt es eine tiefe physische und metaphysische Begründung, die da ist, auch wenn wir sie nicht immer erkennen. Da heißt es eben Geduld haben!«

Einen rechten Trost fand Urbany in dieser Belehrung nicht, aber sie bestärkte ihn doch in seinem Vorsatze, Fritzi als

Siebentes Kapitel.

Urbany blieb seinem Vorsatze getreu, aber besser gestalteten sich die Dinge in seinem Hause darum doch nicht. Reizbare und aufgeregte Naturen sind damit nicht zufrieden, wenn ihren schwankenden Stimmungen eine unerschütterliche Ruhe entgegengesetzt wird. Die Ruhe und Kaltblütigkeit des Gegners – denn als solcher wird da leicht jeder, und stehe er auch sonst noch so nahe, betrachtet – reizt nur noch mehr. Die stille Ergebung in das Unvermeidliche wird als unerträgliches Phlegma, als Gleichgiltigkeit, als Lieblosigkeit, ja noch ärger, als Bosheit und absichtliche Kränkung aufgefaßt. Urbany legte sich oft übermenschlichen Zwang auf, ohne doch damit etwas zu erreichen: Fritzti war und blieb ihm geradezu feindselig gestimmt, und mit tiefer Kummernis begann nun Urbany selbst daran zu glauben, daß er einen übereilten Schritt gethan habe, als er mit Fritzti vor den Altar getreten sei. Er verlor seine Lebensfreudigkeit: er war im Innersten verwundet, und neben dem tiefen und großen Kummer quälte ihn der kleine Ärger, die Verlegenheit und das Schamgefühl, daß die kleinherzige, schadenfrohe Gesellschaft, die seine Verbindung von Anfang an mit scheelen und ironischen Blicken betrachtet hatte, nun doch recht behalten sollte. Es war in der That kein Geheimnis geblieben, daß die Dinge im gräflichen Palais nicht so standen, wie sie stehen sollten, und die Gesellschaft hatte überreichen Stoff zur Unterhaltung, zur vorzüglichen Unterhaltung.

Den kleinlichen, schmählichen Triumph wollte er den stolzen, hochadeligen Kreisen nicht gönnen, den Buschendorfs nicht und nicht der Markgräfin Andritz und nicht dem ganzen Hofstaat, der ihr und ihren Töchtern zu Füßen lag. Wie sie ihn alle bedauern mochten, den Armen, und wie doch dieses ganze Bedauern nur die gutgewählte Maske für das Gefühl der Befriedigung und der Freude war!

Nein, er war entschlossen, sein Kreuz zu tragen, wie schwer es auch sei, es stumm und ohne Klage zu tragen. Von seinem Leid sollte niemand erfahren, und die freudige Erwartung seiner Freunde und Standesgenossen sollte sich nicht erfüllen, – um keinen Preis! Es sollte und durfte zu keinem Eklat, zu keinem Skandal kommen. War ein Riß in sein Dasein gekommen, so war das seine eigene, ureigene Sache, mit der er selbst fertig zu werden hatte, vor der Außenwelt mußte der Schein gewahrt werden. Die Ehe war nach katholischem Ritus geschlossen, sie war also unlösbar; sie sollte es auch bleiben vor der Welt. Sie konnten sich fremd gegenüberstehen unter einem Dache, Fritzti und er, sie konnten fremd und, wenn es nicht anders ging, von Gehässigkeit erfüllt aneinander vorübergehen unter einem Dache, aber unter einem Dache sollte es geschehen.

Urbany hatte ernste Unterredungen mit Frau Schönchen, und die alte, lebenserfahrene Frau sprach ihm zu, nicht alles verloren zu geben. Solche Störungen gebe es in jeder Ehe, und überall stelle sich die Ausgleichung doch wieder ein. Urbany schüttelte trübselig das Haupt.

»Die Grundbedingung fehlt dazu bei uns, Frau Schönchen. Über allen Streit hinaus muß sich doch die Liebe bewähren, und an der Liebe fehlt es hier! Fritzti ist mir zum Altare gefolgt ohne Liebe, ohne die rechte Liebe, und das rächt sich nun. Es wird ihr zur Qual an der Seite eines ungeliebten Mannes zu leben, – das konnte gar nicht anders kommen. Ich kann mich hineindenken in ihre Gefühlswelt, aber helfen kann ich ihr vorläufig nicht. Ich bin auch mir und meinem Namen gewisse Rücksichten schuldig. Wir können voneinander gehen, aber freigeben kann ich sie nicht, und wenn ich es auch wollte, sie könnte nicht frei sein, und darum ist es besser, wir bleiben beisammen. Solange das der Fall ist, wird sich wenigstens die üble Nachrede nicht an sie heranwagen.« –

Auch mit dem berühmten Gynäkologen versuchte es Urbany noch einmal, ohne jedoch auch bei ihm den gesuchten Trost zu finden.

»Ich finde keine Abnormität in dem Zustand der Gräfin,« äußerte er. »Es giebt da indessen gewisse Imponderabilien, die sich der wissenschaftlichen Beobachtung entziehen. Ein Druck auf irgend einen Nerven, wir haben deren in unserem geehrten Corpus an die zwanzigtausend, und die ganze Gemütsverfassung wird förmlich umgekehrt. Da kann man nichts thun, als der Natur ihren Lauf lassen. Wollen Sie aber doch ein übriges thun, so sorgen Sie für Zerstreung.«

Was ihm der Professor von Zerstreungen sagte, das hatte sich Urbany längst schon selbst gesagt, aber Fritzti hatte durchaus keine Neigung gezeigt, sich irgendwelchen Zerstreungen hinzugeben. So wie sie aussehe, könne sie nicht unter die Leute gehen, behauptete sie, und dabei blieb sie hartnäckig. Dennoch hatte die Unterredung mit dem Professor in Urbany eine neue Idee geweckt. Wenn Fritzti die Zerstreungen außer dem Hause von sich wies, so mußte

dafür gesorgt werden, daß sie eine anregende Zerstreung fände innerhalb ihrer vier Wände. Er suchte Rummel auf, um mit diesem seinen Plan zu besprechen.

Rummel war in diesen trüben und stürmischen Zeiten der einzige Mensch, mit dem Fritzi verkehren konnte, wie in
1535 früheren Tagen. Ihm redete sie sich ihre Klagen und Bitterkeiten vom Herzen, und ihm und nur ihm gegenüber gelang
es ihr, ab und zu ihre volle frühere Heiterkeit wieder zu gewinnen. Zu ihm hatte sie volles Vertrauen, und die vertraute
Aussprache mit ihm that ihr wohl. In diesem stillen Einverständnis grüßte sich die Freimaurerei des Zigeunertums, aus
dem sie beide emporgewachsen waren, und obschon Fritzi manchmal heimlich mit einem Seufzer des Bedauerns den
1540 Gedanken ausspann, daß es wohl schöner gewesen wäre, wenn das Schicksal sie in der Bohème belassen, sie vielleicht
an die Seite Rummels geführt hätte, anstatt sie auf die Höhen des Daseins zu stellen, wo sie sich jetzt so unglücklich
fühlte, so machte sie doch kein Hehl aus der Vorliebe, mit welcher sie den Umgang mit Rummel pflegte. Dazu war sie
zu stolz in ihrem stets rege gehaltenen Bewußtsein, daß *sie* sich nichts vorzuwerfen habe. Ebenso bestimmend für ihr
Verhalten war freilich auch der Umstand, daß sich von keiner Seite irgend eine Gefahr zeigte, welche diesen ihr zum
Bedürfnis gewordenen vertrauten Verkehr bedroht hätte. Urbany wenigstens, und das war die Hauptsache, sah ihn
1545 ohne Arg, ja er freute sich darüber, weil er die gute Wirkung auf Fritzis Stimmung wahrnahm. Für das Mißtrauen
hatte er in seiner Natur kein Organ und – auch für die Eifersucht nicht; so hatte er wenigstens in früheren,
glücklicheren Tagen Fritzi oft lachend versichert.

»Höre, Rummel, wir müssen für Fritzi etwas thun,« sagte eines Tages Urbany zu dem Maler. Urbany hatte die erste
Gelegenheit benützt, dem bewährten Freunde des Hauses das »du« anzutragen; das war ihm nur als ganz
1550 selbstverständlich, ja als notwendig erschienen, da ja seine Frau und Rummel sich schon duzten. »Sie muß beschäftigt
werden. Wir wollen ihr einige Sorgen aufhalsen.«

Rummel lachte. Was für Sorgen sollte die Gräfin haben?!

»Ich meine es ernst,« fuhr Urbany fort. »Sie soll Grund zur Freude haben und Grund, wirklichen Grund zum Ärger.
Namentlich das letztere wird ihr gesund sein, vielleicht vertreibt es ihr den überflüssigen grundlosen Ärger. Und
1555 anhaltend müßte die Geschichte sein, daß es ihr über ein Jahr hinweghilft.«

»Anhaltender Ärger, viel Ärger – da wüßte ich nur ein Mittel, und das wird schwer in Anwendung zu bringen sein. Sie
müßte die alte Buschendorf malen. Wenn sie da nicht die Gelbsucht kriegt vor lauter Gift und Galle, dann ist ihr
überhaupt nicht zu helfen!«

»Zum Glück kann sie nicht malen,« erwiderte lächelnd Urbany, »und außerdem würde dabei die Hauptsache fehlen,
1560 die Freude an der Sache, die sie ja doch haben soll. Nein, nicht malen, *bauen* soll sie. Sie soll sich auf eigene Faust,
als ihre eigene Bauherrin einen kleinen Palazzo bauen lassen. Sie soll sich selbst den Kopf zerbrechen und sich mit
Sorgen beladen über die Ausführung des Baues, über seine künstlerische Ausstattung und über die ganze innere
Einrichtung. Meinst du nicht, daß das für sie das Richtige wäre? Ich weiß, daß das Bauen eine Freude ist, und ich weiß
auch, daß man in der Welt keine schönere Gelegenheit findet, sich ordentlich, aber so recht von Grund aus zu ärgern.«

1565 »Was du für ein boshafter Mensch bist,« rief Rummel, und dabei schimmerte es in seinem Auge wie von einem Strahl
von Rührung. Er war, während Urbany seinen Plan entwickelte, erregt aufgesprungen, so sehr hatte ihn die Idee
gepackt. Sein Gehirn arbeitete schon an der Ausgestaltung der Façade, er sah schon die kassettierten Decken, und
seine Phantasie zauberte auch schon die Deckengemälde an ihren Ort. Das war ja ein wahrer Künstlertraum, der sich
da verwirklichen sollte.

1570 »Oh, ich kenne Fritzi,« rief er erregt, »sie wird den Gedanken mit Begeisterung aufgreifen. Teile ihr deinen
großmütigen Entschluß mit, je eher, desto besser!«

»Nein, so ist es nicht gemeint, Rummel,« sagte Urbany ruhig. »Vor dir brauche ich ja keine Komödie zu spielen; steht
sie doch vertrauter mit dir als mit mir. Ihr soll damit ein Wunsch erfüllt werden; es soll ihre Idee sein und nicht meine.
Wenn ich ihr den Antrag mache, so nimmt sie ihn vielleicht gar nicht an, – so stehen die Sachen, leider! Stecke du ihr
1575 die Idee; schwört euch gegen mich; schmiedet Pläne, wie ich herumzukriegen sei, ohne daß sie sich gar zu sehr
herablassen müßte zu bitten. Sie wird überhaupt nicht bitten wollen. Lasse du dich also mit der Mission betrauen, daß
es eigentlich meine Schuldigkeit sei, ihr den Antrag zu stellen. Ich werde erst nicht deutsch verstehen und sie zappeln
lassen; darauf wird sie gekränkt sein und nun gerade und justament nichts mehr von der Sache wissen wollen. Dann
werde ich wieder schön bitten, daß sie mir doch nur ja um Gotteswillen den Gefallen thue und den Antrag annehme.
1580 So, lieber Freund, stehen die Sachen!«

Rummel überlegte und er mußte Urbany recht geben. Bei Fritzis Gemütsverfassung und der sie beherrschenden
Stimmung ihrem Gatten gegenüber war in der That mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß sie keine Freundlichkeit
von ihm werde annehmen wollen; Vorsicht war also immerhin geboten.

Er machte sich gleich ans Werk und suchte Fritzi auf. Wie ihr Auge aufleuchtete, als er bei ihr eintrat!

1585 »Gott sei Dank, ein Besuch im Gefängnis!« rief sie, ihm die Hände entgegenstreckend.

»Der Kerker ist nicht übel,« erwiderte Rummel, in dem prunkvollen Gemache umherblickend.

»Ein goldener Käfig! Oh, Rummel, ich wollte, ich hätte mich nicht fangen lassen!«

Rummel ging auf dieses Thema nicht weiter ein, er wußte aus Erfahrung, daß es nutzlos sei, den Versuch zu machen, Fritzi von ihrer mit hartnäckiger Zähigkeit festgehaltenen Meinung, daß sie unglücklich verheiratet sei, abzubringen. 1590 Urbanys Zurückhaltung und Ruhe erschien ihr als kühle Gleichgiltigkeit und Lieblosigkeit. Rummel sah, daß da mit Worten nichts gebessert werden könne; er ließ sie also bei ihrer Meinung und ging nun gleich auf sein Ziel los.

»Weißt du, Fritzi,« begann er, »daß es auch mir in diesem düsteren Palaste nicht gefallen könnte!«

»Das reine Gefängnis, – es ist zum Verrücktwerden!«

1595 »Wenn ich aber die Gräfin Urbany wäre, dann ließe ich mir nach meinem Wunsche eine Behausung bauen, und diese müßte dann etwas anders aussehen, als die langweiligen Klosterbauten der anderen gräflichen Familien.«

»Ein Haus soll mich glücklich machen, Rummel, du bist kindisch. Das Übel sitzt tiefer, viel tiefer!«

»Ja, ein Universalpflaster ist so ein Palazzo, wie ich mir ihn denke, freilich nicht, aber deshalb sehe ich doch nicht ein, warum du ihn nicht haben sollst. Ich würde meinem Manne sagen: Hier halte ich es einfach nicht mehr aus! Ich will Licht und Luft, und sei versichert, ich brächte ihn schon dazu, daß er mir meinen Willen thut.«

1600 »Da kennst du Urbany schlecht! Das ist das Schloß seiner Ahnen, und wenn es für ihn gut genug ist, muß es auch für mich gut genug sein, und ob ich mich da nun wohl fühle oder nicht, das ist ihm ganz egal!«

»Versuchen würde ich's doch,« fuhr Rummel beharrlich fort. »Sieh' mal, Fritzi, schon das ist etwas wert, wenn die hochgeborenen Gräfinnen, die dich ja doch nicht für voll nehmen wollen, vor Ärger platzen, wenn du dir ein Heim bau'st, wie sie's alle nicht haben.«

1605 Fritzi wurde aufmerksam: die Geschichte fing an sie zu interessieren.

»Und dann,« setzte ihr Rummel, der die günstige Wirkung seiner Worte wohl bemerkte, weiter zu, »und dann – denke nur, es muß doch eine Lust sein, einmal so ganz nach eigenem Geschmack zu bauen und sich einzurichten! Davon haben ja alle die großen Herren und die großen Damen keine Idee. Die nehmen sich einen Architekten, geben ihm einen Auftrag, – und wie's wird, so wird's. Das hat keinen Sinn und Verstand. Wir würden da alles selbst in die Hand 1610 nehmen.«

»Ja wohl! Und den Leuten zeigen, wie so etwas gemacht wird!« stimmte Fritzi eifrig zu, die nun schon ganz bei der Sache war.

»Ich mache den Plan; ich sehe das Ding schon ordentlich vor mir!« fuhr Rummel immer wärmer werdend fort.

»Du, Rummel?« lachte Fritzi. »Du bist ja gar kein Architekt!«

1615 »Das thut nichts. Das ist gerade das Gute. Wir zwei machen den Plan zusammen.«

»Daß uns dann die ganze Geschichte über dem Kopf zusammenfällt!«

»Wird nicht zusammenfallen, Fritzi. Wir machen den Plan zusammen, und dann muß natürlich ein Architekt darüber, der muß uns dann sagen, wenn wir irgendwo eine Unmöglichkeit wollen oder eine Dummheit gemacht haben. Dazu ist er gut und zur Ausführung. Entworfen soll aber dein Haus nicht von einem Linealmenschen werden. Die 1620 Architekten haben keinen Sinn für das Malerische. Wir wollen der Welt einmal zeigen, wie so etwas ausfällt, wenn einmal ein Maler darüber kommt.«

»Ja, Rummel, das könnte schön werden!«

1625 »Ob es schön wird! Vielleicht verletzen wir einmal irgend eine strenge architektonische Regel, – was thut's, wenn die Sache nur überhaupt sicher steht. Ich sage dir, die Maler wären die richtigen Architekten, sofern es sich nicht gerade um eine fade Zinskaserne handelt.«

»Und da sollten wohl die Architekten die Bilder malen?«

»Wenn sie's können! – Gegen die Schulregel werden wir vielleicht verstoßen, aber langweilig wird das Opus nicht werden, und effektiv – dafür stehe ich gut!«

»Ich mit dir, Rummel!«

1630 »Wir setzen uns dann Tag für Tag zusammen, du und ich, und halten täglich Kriegsrat, und da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht etwas Ordentliches auf die Beine bringen sollten!«

Fritzis Augen begannen zu leuchten. »Das *müssen* wir durchsetzen, Rummel!« rief sie nun mit Wärme, ließ aber dann doch wieder gleich den Kopf sinken.

»Er wird nicht wollen!« sagte sie gepreßt.

1635 »Wer wird nicht wollen?«

»Urbany!«

»Ah, wir werden ihn bitten.«

»Nein, um keinen Preis! Ich will ihn um nichts bitten.«

»Aber Fritzi, sei kein Kind!«

1640 »Nein; den Triumph gönne ich ihm nicht. Ich demütige mich nicht vor ihm; vor ihm nicht!«

»Fritzi, – du bist ein –.«

»Was denn?«

»Mir fällt wirklich kein salonfähiger Ausdruck ein.«

»Du kennst ihn nicht. Wenn er weiß, daß mir etwas eine Freude macht, dann thut er es gewiß nicht.«

1645 »Aber Fritzi, wie kannst du so etwas nur denken.«

»Ich weiß, was ich sage. – Oder er thut es doch, aber dann nur, um mich noch mehr zu drücken. Er schafft sich damit eine Gloriole. Er ist dann in allem der Großartige, der untadelhafte, großmütige Kavalier, und ich bin dann noch mehr die Undankbare, die seine Großherzigkeit nicht zu schätzen weiß. Lieber verzichte ich auf alles.«

»Fritzi, mir scheint, du ärgerst dich nur deshalb über deinen Mann, weil du nicht weißt, was du ihm vorwerfen sollst.«

1650 »Natürlich! So denkst du und so denken alle Leute. Auch die Schönchen sagt dasselbe.«

»Dann wird es wohl auch wahr sein.«

»Weil ihr euch alle nicht in meine Lage versetzen könnt!« rief Fritzi leidenschaftlich. »Er ist in Allem und Jedem der korrekte Mensch, ihr seht nur das und danach urteilt ihr.«

»Danach kann man sich aber auch schon ein gewisses Urteil bilden.«

1655 »Was es aber heißt, an einen Menschen gekettet zu sein, der nur korrekt und sonst nichts ist, das könnt ihr nicht beurteilen, und darum könnt ihr mich auch nie ganz verstehen.«

Rummel gab es auf, gegen eine Unmöglichkeit anzukämpfen, und als solche erschien es ihm, Fritzis Gesinnung gegen ihren Gemahl zu einer günstigen Wandlung zu bringen. Nicht ebenso wollte er aber den Plan Urbanys aufgeben. Er versprach sich von der anregenden Beschäftigung Fritzis einen solchen Vorteil für ihre Stimmung, für welche er den tiefsten Grund doch nur in dem Mangel jeglicher Sorge und jeglicher ernsten Arbeit sah, er versprach sich endlich, und das fiel hier gar sehr mit in die Wagschale, davon eine so interessante, künstlerisch lustige Unterhaltung für seine eigene Person, daß er alles aufbot, um den Plan nicht scheitern zu lassen.

Es war auch nicht allzuschwer, Fritzi zu einem hinterhältigen Spiele gegen Urbany zu bringen. Sie machten miteinander aus, daß Rummel den Grafen auf diplomatischem Wege für ihre Absichten gewinnen solle. Er müsse zur Einsicht gebracht werden, daß man eine junge Frau nicht in dem düsteren Palais hinwelken lassen dürfe, das für die Verhältnisse im vorigen Jahrhundert vielleicht entsprochen haben möge, das aber doch heute nicht mehr einer lebenslustigen Frau die volle Befriedigung bieten könne. Er solle nur durchschimmern lassen, daß ihr da eine wirkliche und große Freude bereitet werden könnte, aber wenn Urbany sollte erst warten wollen, daß sie zu ihm bitten komme, oder wenn er gar erwarten sollte, daß sie ihm überströmende Dankgefühle für seinen Großmut widme, dann solle lieber das ganze Projekt unausgeführt bleiben. Es sei nur ihr gutes Recht, was sie da verlangten, und zu einer Extra-Demütigung sei gar kein Anlaß vorhanden. –

Rummel hütete sich, Urbany reinen Wein einzuschenken über seine Unterredung mit Fritzi; er berichtete nur, daß auch er den Eindruck gewonnen habe, daß in ihrer jetzigen Gemütsverfassung durch eine so edle anhaltende Zerstreung die beste Wirkung auf sie erzielt werden könnte.

1675 »Wie machen wir's nun, daß sie die größte Freude daran habe?« fragte Urbany. »Soll ich gleich hineinspringen und ohne Überlegung ja sagen, oder soll ich mich erst mit Händen und Füßen wehren, und mich von dir erst mühsam überreden lassen? Oder willst du mich sonst wie überlisten, Rummel? Ich bin zu allem zu haben. Was meinst du?«

Rummel war der Meinung, es sei die Hauptsache, daß der Bau überhaupt zu stände komme. Er werde Fritzi schon irgend etwas vorschwatzen, was sie sicher zufrieden stellen werde.

1680 Es war ein bitteres Lächeln, das Urbanys Lippen umspielte, als er sich vergegenwärtigte, wie weit es in seiner Ehe gekommen sei, daß es nun schon eines vorsichtigen Mittlers bedurfte zwischen ihm und seiner Gemahlin. Er

unterdrückte aber diese natürliche Regung der Bitterkeit, und verhandelte weiter kühl und geschäftsmäßig mit dem Maler über das geplante Unternehmen. Er teilte diesem mit, daß er schon im Hinblick auf diesen Bau einen großen Garten mit mächtigen alten Bäumen im Aristokratenviertel auf der Wieden gekauft habe, und daß er, wenn die Lage
1685 Fritzi genehm sei, ihr den Grund für den Bau schenken wolle.

Rummel jubelte; er kannte das Grundstück, und es übertraf seine kühnsten Erwartungen, daß sie nun so prachtvolle Kulissen und einen so großartigen Hintergrund für ihr gemeinsames Kunstwerk haben sollten.

»Den Baugrund habt ihr nun,« schloß Urbany. »Sorgt nun für die Pläne und bringt mir die Überschlüge. Und was die Deckengemälde betrifft, so hoffe ich, daß ihr sie bei Rummel bestellen werdet. Er wird vielleicht nicht wollen, weil er
1690 so viele Porträts zu malen hat, aber dann muß ihm eben gehörig zugesetzt werden, schon in seinem eigenen künstlerischen Interesse. Er soll wieder einmal ›Bilder‹ malen und der Welt zeigen, was er kann!«

Rummel schlief in der folgenden Nacht nicht; so mächtig regte ihn die neue Aufgabe auf. Er saß in seinem Atelier und zeichnete Pläne, erst mit der Kohle auf große Kartons, dann mit Bleistift in sein Skizzenbuch, und endlich malte er sogar eine Totalansicht des Schlößchens samt landschaftlicher Umrahmung in Aquarell.

1695 In den ersten Vormittagsstunden des nächsten Tages suchte er einen befreundeten Architekten auf, mit dem er seine Skizzen durchsprach, und dem er schließlich die Ausführung des Baues übertrug. Friedrich Reinach, der Architekt, war ein begabter junger Mensch, und er ging gern darauf ein, die ihm gezeigten Entwürfe, so gut es ging, zur Grundlage seiner Pläne zu nehmen. Einem weiterberühmten Künstler, wie Rummel es war, durfte ein junger Anfänger schon Heerfolge leisten, ohne sich zu viel zu vergeben. Ja, er war seinem großmütigen Freunde noch herzlich dankbar.
1700 Es war sein erster Palastbau, und er wußte, wer einen solchen Bau erfolgreich zustande gebracht hat, der ist versorgt für sein lebelang.

Von dem Architekten eilte Rummel mit seinen Grundrissen und seiner effektvollen Totalansicht in Aquarell zu Fritzi. Mit fliegendem Atem setzte er ihr auseinander, wie die Sache nun gemacht werden müsse. Sie ließ sich alles genau erklären und hörte aufmerksam zu, und als sie sich mit allen Einzelheiten vertraut gemacht hatte, da hatte Rummel
1705 sehr bald Gelegenheit, zu erkennen, daß da doch nicht alles nur nach seinem Kopfe werde gehen können.

»Hast du Einwendungen, Fritzi?« fragte er, als sie seine Entwürfe zu lange für seine Ungeduld schweigend prüfte.

»In der Hauptsache nicht,« erwiderte Fritzi, den Kopf auf die Hand stützend, wobei der weite Ärmel ihres duftigen Morgengewandes zurückfiel, und die feinen Linien ihres Unterarmes sich unverhüllt zeigten. »In der Hauptsache nicht,« wiederholte sie noch einmal sinnend, »aber –«

1710 »Auf allerlei Aber war ich gefaßt,« fiel Rummel ein, »aber die Hauptsache bleibt doch die Hauptsache; und hier ist die Hauptsache, daß wir beim Barocco bleiben. Der Barockstil ist doch der malerischeste. Dabei bleiben wir, nicht wahr?«

»Dabei bleiben wir – natürlich; aber da sieh, Rummel, gegen die Straße zu verbarrikadiert du mich wie eine Festung. Nur die Zugbrücke fehlt. Diese mächtigen Steinblöcke –«

1715 »Ja wohl! Die werden mit Bronzeringen umgürtet, und in die Ringe werden dann gewaltige Ketten eingehängt, das macht einen imposant vornehmen Eindruck. Man soll es gleich sehen, daß das ein herrschaftliches Haus ist!«

»An dem seigneurialen Charakter liegt mir nichts, Rummel. Ich will es freundlich und heimlich haben. Feudale Architektur hätte ich ja hier auch. Die kolossalen Bossagen und die starken Ausladungen des Unterbaues – das ist alles zu gewaltig für den Bau, der nach oben hin verhältnismäßig leicht und zierlich wird.«

1720 »Du hast ja recht, Fritzi, aber malerisch wirken diese massigen Blöcke der Rustika doch. Es soll ja keine Villa werden, sondern ein Herrschaftshaus.«

»Es soll das Heim einer Frau werden, Rummel; darum werden wir statt der Blöcke und Quadern mit zierlicheren Motiven arbeiten. Wir rücken von der Straße zurück, das ist ganz gut, aber statt der feudalen Ketten, deren steter Anblick mich krank machen würde, werden wir uns einen kleinen Vorgarten anlegen. Wir werden schon das Gesträuch und die ganze Anpflanzung so ziehen, wie wir's für die Architektur brauchen.«

1725 »Meiner Seel', Fritzi, du hast recht! Das wird noch malerischer sein,« erwiderte Rummel, und er fing gleich an, neuerdings den Aufriß zu zeichnen und dazu gleich den Vorgarten zu skizzieren.

»Ich habe noch etwas vorzubringen,« setzte Fritzi ihre Bemerkungen fort. »Das Gebäude ist, wie ich es mir auch gedacht hatte, nur stockhoch und hat noch ein erhöhtes Erdgeschoß. Im ersten Stock nach dem Garten mein Schlafzimmer und mein Ankleidezimmer, die Gesellschaftsräume sind auf die Straßenseite verlegt, – das gehört sich
1730 so. Die Küche im Souterrain und das Speisezimmer im Erdgeschoß, – auch richtig. Das Speisezimmer hat zu jeder Seite noch ein Zimmer, was hast du mit diesen zwei Zimmern für Pläne?«

»Aus dem einen Zimmer wird ein Kaffeehaus gemacht. Dort werde ich – du wirst mich doch einladen? – nach Tisch meinen kleinen Schwarzen bekommen und eine Zigarre rauchen; dann kommen Spieltische hinein und, wenn du lieb

bist, auch ein Billard. Ich spiele nämlich leidenschaftlich gern Billard, und das Billard im Kasino des Künstlerhauses ist schlecht, und ins Kaffeehaus gehe ich nicht gern.«

»Das Billard wird nicht bewilligt, Rummel. Wenn du zu mir kommst, hast du mit mir zu plauschen und mich zu unterhalten. Das fehlte gerade noch, daß meine Gäste sich stundenlang aufs Billardbrett legen, und ich inzwischen vor Langweile zu Grunde gehe, außer man gestattet mir gnädigst beim Billardspiel aufzuschreiben und die Buchhaltung zu führen. Also das Kaffeehaus wird bewilligt, aber ohne Billard. Und das andere Zimmer?«

1740 »Wird ein Damensalon! Es ist gute englische Sitte, daß nach Tische, während die Herren zu ihrem schwarzen Kaffee und ihrer Zigarre flüchten, die Damen sich ebenfalls zurückziehen, damit sie sich ungestört über ihre Tischnachbarn lustig machen können.«

»Gut, aber die beiden Salons sollen nicht so weit voneinander getrennt sein; wir setzen sie neben einander und rücken den Speisesaal auf die Seite.«

1745 »Um Gotteswillen! Wo bleibt da die Symmetrie?«

»Von der Symmetrie lebt man nicht, lieber Freund.«

»Aber das geht nicht!«

»Es muß gehen, und wenn es auch ein architektonischer Fehler wäre. Wir sind ja übereingekommen, daß wir uns wegen eines Schnitzers gegen die Schulregeln nicht gleich den Kopf abreißen werden. Also höre mich nur an! Bei der Frage des Speisesaales fängt nämlich eine ganze Revolution an. Er kommt also nicht in die Mitte, sondern auf die Seite.«

»Wenn du es durchaus willst, – das läßt sich machen. Mit zwei Strichen ist die Sache erledigt. Da sieh her, jetzt nimmt sich also der Grundriß so aus,« und er zeigte ihr den in raschen Zügen neu konstruierten Plan.

»Damit ist es nicht abgethan. Du hast uns Fenster nur nach der Straße hinaus angelegt.«

1755 »Aber Fritz! Jetzt hast du dich blamiert! Wo sollen denn da noch Fenster hin? Da haben wir doch die Feuermauer!«

»Erstens brauche ich keine Feuermauer, zweitens kommt es mir nicht darauf an, auch durch die Feuermauer Fenster zu brechen, und drittens will ich in meinem Zimmer überhaupt nicht immer das Gefühl haben, daß ich die Feuermauer vor der Nase habe.«

»Mit dir ist schwer bauen, Fritz. Es giebt behördliche Bauvorschriften. Eine Feuermauer muß sein!«

1760 »Wir stoßen nicht an das Nachbarhaus; sie muß nicht sein.«

»Also gut; denke dir, wir haben da im Hochparterre Fenster an der Seite. Wir sind ganz knapp am Nachbargrundstück. Bist du nun so neugierig, zu sehen, was drüben vorgeht, oder willst du dir gar so bequem von drüben in die Fenster hereinschauen lassen.«

»Da steckt eben der Fehler in der ganzen Anlage. Wer heißt dich denn das ganze Haus so auf die Seite zu stellen? Der Platz ist groß genug, und wozu haben wir den schönen Garten, wenn wir ihn nicht ausnützen wollen? Du hast auf den Garten zu wenig Rücksicht genommen, Rummel. Also wir rücken weg vom Nachbargrund und stellen das Haus in die Mitte. Wir haben dann vorne den kleinen Vorgarten und auf den drei anderen Seiten den Park. Warum den Vorteil nicht benützen und warum uns den Nachbarn auf den Hals setzen?«

Es kam wie eine Erleuchtung über Rummel. Natürlich war es so tausendmal besser!

1770 »Die Hauptsache kommt erst noch,« fuhr Fritz fort. »Der Garten muß inniger mit dem Haus verbunden werden. Du hast zwar nach hinten hinaus für einige Veranden gesorgt, aber das genügt nicht. Jetzt, wo wir das Haus vom Nachbargrundstück weg in die Mitte gerückt haben, jetzt begnüge ich mich auch nicht mehr bloß mit Fenstern in der Seitenmauer.«

Rummel sah sie erstaunt an, was da nun wohl herauskommen sollte. Es klang nicht sehr vertrauenerweckend.

1775 »Die Mauer soll ganz wegbleiben,« sprach Fritz weiter.

»Ein Haus ohne Mauern!! Fritz, das geht ja gar nicht!«

»Es geht schon. Wir machen höchstens eine leichte, verschiebbare Wand. Nein, noch besser, eine Wand von großmächtigen belgischen Glastafeln, wie sie an den Schaukästen der großen Geschäfte zu sehen sind. Diese Scheiben müssen dann in Schienen laufen, daß sie ebenfalls leicht zu verschieben seien.«

1780 »Fritz, solche Ideen! Mir wirbelt's im Kopf!«

»Du wirst mir schon noch Recht geben! Also höre weiter: Die Glastafeln gewähren mir freien Ausblick in den – Wintergarten, der unmittelbar an das Speisezimmer angebaut wird, und der mit diesem letzteren so zusammenhängen

und so innig verbunden sein muß, daß man gar nicht dazu kommt, es zu bemerken, daß das eigentlich zwei getrennte Räume seien. Und auf ebensolche Art soll dann der Wintergarten in den Park übergehen. Sollte mir diese
1785 Gartennachbarschaft im Winter ungemütlich werden, obschon ja der Wintergarten geheizt wird, so verhänge ich mir die großen Glastafeln mit schweren viel-or-Plüschdraperien oder mit farbenfunkelnden persischen Teppichen. Es giebt nichts Schöneres auf der Welt als die persischen Teppiche, aber freilich verstehen muß man es, sie sich auszuwählen.«

Rummel saß da, innerlich etwas beschämt, aber doch glücklich im Genuß der in ihm hervorgerufenen Vorstellungen.
1790 Fritzis Vorschläge dünkten ihm so schön, daß es ihm leid that, nicht selber auf sie gekommen zu sein. Aus Höflichkeit und aus Politik hatte er bisher immer davon gesprochen, daß der Bau eine Kompagniearbeit von Fritzi und ihm werden sollte, im Grunde hatte er doch gedacht, daß er allein alles anzuordnen haben werde; nun sah er, daß es wirklich eine gemeinschaftliche Arbeit werden würde, und daß Fritzi sich durchaus nicht gedanken- und willenlos ihm unterordnen werde. Er freute sich darüber; denn das wußte er nun, es werde bei solchem Zusammenwirken etwas
1795 Gutes und Schönes zustande kommen.

Er hatte sich bei seiner Verhandlung mit Fritzi rasche Notizen und flüchtige Zeichnungen gemacht, und mit diesen ging er nun zu seinem Freunde, dem jungen Architekten. In kurzer Zeit waren nach emsiger Arbeit die Pläne fertiggestellt und der Kostenüberschlag ausgearbeitet, und als das geschehen war, brachte Rummel alles dem Grafen zur Durchsicht und zur Genehmigung. Die Pläne prüfte Urbany genau und mit Interesse, den Überschlag, den ihm
1800 Rummel in den Einzelheiten erläutern wollte, wies er von sich.

»Wieviel wird die Geschichte kosten?« rief er mit einer abwehrenden Handbewegung.

»Oh, sehr viel!« erwiderte Rummel etwas ängstlich.

»Wieviel?«

»Wenn wir den Baugrund samt dem Park geschenkt bekommen, doch noch eine Viertelmillion!«

1805 »Rund?«

»Genau – zweimal hundert und achtundvierzig tausend Gulden!«

»Der Betrag wird heute bei der Industriebank angewiesen. Glückauf zum Bau, und bringt etwas Schönes zusammen!«

* * *

1810

Achtes Kapitel.

Der Bau wurde unverzüglich in Angriff genommen; er sollte im nächsten Frühjahr zur Übergabe an die Herrin fertig
1815 sein. Da durfte keine Zeit verloren werden. Täglich saß Rummel mit Fritzi zusammen; sie überlegten gemeinsam, faßten Beschlüsse, die dann mit der größten Beschleunigung ausgeführt wurden.

Fritzis Stimmung besserte sich dabei zusehends. Sie ward heiterer und lachte nun wieder wie ehemals, – ihr Verhältnis zu ihrem Manne besserte sich freilich nicht. Sie war zwar nicht mehr so gereizt wie früher, aber sie entfremdete sich ihm allmählich immer mehr. Urbany hatte in Wien den Verkehr mit Frau Maria von Reineck wieder aufgenommen, und bei seinem arg getrübteten Eheleben war ihm dieser Verkehr mit der schönen, vornehm empfindenden Frau lieb und wert geworden. Von seinen Besuchen bei ihr hatte Fritzi Kenntnis erhalten, und sie spinn sich nun in Vorstellungen ein, die das Verhältnis zu ihrem Manne nicht besser gestalten konnten. Sie sprach von Frau Maria nur in den gehässigsten Ausdrücken, und sie machte auch vor Urbany kein Hehl aus ihrer Verachtung vor dieser
1820 »Person«. Urbany ließ Fritzi reden und schwieg dazu. Sie sahen sich fast nur bei den Mahlzeiten, und bei diesen ging es meist sehr einsilbig zu, und gewöhnlich hatte Frau Schönchen allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Urbany hatte sich, verwundet von dem ihm unerklärlichen Gehaben Fritzis auf sich selbst zurückgezogen. Es kam zwar nie mehr ein Wort der Ungeduld über seine Lippen, aber auch nie mehr ein zärtliches. Er blieb sich immer gleich in kühler Abgemessenheit, und wie er auch Fritzi noch immer liebte, so hatte er doch einen solchen Abscheu vor Zank und Streit und stürmischen Szenen im Hause, daß er den Zustand, wie er sich bis dahin herausgebildet hatte, das
1830 qualvolle Fremdthun vor einander viel lieber ertrug, als daß er ein Glück herbeigewünscht hätte, das zwischen Zank und Streit gebettet gewesen wäre. Für den Zank fehlte ihm das Organ; es war ihm nicht gegeben, rasch und stürmisch aufzuwallen, nur dann ebenso rasch diese Wallung zu vergessen und sich einer zärtlichen Regung zu überlassen. Er ging nicht aus sich heraus, wenn er gereizt ward, sondern zog sich noch mehr auf sich zurück. Diese kühle

Zurückhaltung verletzte Fritzi mehr als alles andere, und wenn er ihr nun mit stets unerschütterlicher Ruhe und
1835 Ausgeglichenheit begegnete, da fühlte sie, wie in ihr der förmliche Haß gegen ihn sich hob, und sie atmete auf, wenn sie ihn nicht mehr sah.

Andrerseits kam in ihrem täglichen Verkehr mit Rummel, was kommen mußte. Ein Mann und eine schöne Frau verkehren so nicht mit einander, ohne daß eines oder das andere oder beide Teile an den Klippen eines solchen Verkehrs scheiterten oder wenigstens in ernste Gefahr des Scheiterns gerieten.

1840 Zuerst war es Fritzi, die unbedacht ein Wort sprach, das wie ein unheil kündendes Flämmchen zwischen ihnen aufschob. Erbittert gegen Urbany und gefangen genommen von dem Reize des künstlerisch angeregten täglichen Verkehrs mit Rummel sagte sie diesem einmal:

»Wie schön wäre es doch gewesen, Rummel, wenn *du* mich genommen hättest!«

Das war das blaue Flämmchen, das aus dem aufgehäuften und langer Hand vorbereiteten Zündstoff aufzuckte.

1845 Rummel übersah die Gefahr mit einem Blick. Das Blut wich ihm aus den Wangen. Fritzi hatte ein unbedachtes Wort gesprochen, sie wußte vielleicht nichts von der Gefahr, oder sie spielte mit derselben wie ein thörichtes Kind. Er aber sah im Geiste den verheerenden Brand, er fühlte die Flammen ihm über den Kopf schlagen. Das Wort hatte in seiner Seele gezündet, und der grelle Feuerschein warf ein lodernes Licht auf eine zukünftige Entwicklung der Dinge über wahnsinnige Entzückung zu schmähhlicher Ehrlosigkeit, zu moralischem Bankerott.

1850 Er lachte bei jenem Worte erzwungen auf und hatte noch Geistesgegenwart genug, der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben. Rummel war kein Heiliger, und wohl manchmal munkelte man in der Stadt von den Aventuren des Lieblingsmalers der Wiener Frauen, aber hier lagen die Verhältnisse doch ganz anders als sonst bei etwaigen »Erfolgen«. Hier verband ihn ein freundschaftliches Verhältnis mit dem Gatten dieser Frau; hier hatte ihm der Gatte ein schrankenloses Vertrauen entgegengebracht, und hier spielte noch etwas mit herein, was in seinen Augen einem
1855 Verrate den Stempel ganz besonderer Erbärmlichkeit aufgedrückt haben würde. Er stand gewissermaßen im Solde Urbanys. Er war kein billiger Maler; für die Deckengemälde, an welchen er jetzt schon mit leidenschaftlichem Eifer arbeitete, war ihm ein Vermögen als Kaufpreis ausgesetzt. Er sollte einen großmütigen Mann um sein Vertrauen betrügen, den Freund hintergehen, ihm die Ehre rauben und von ihm dann noch scheffelweise das Geld nehmen, das ging ihm, so sehr er auch sonst ein Lebemann war und den Grundsätzen eines solchen huldigte, denn doch wider die
1860 redliche Mannesnatur.

Er sah das Verderben vor sich, und es erschütterte ihn; es erschütterte ihn, weil er seiner selbst nicht mehr sicher war, er fühlte es, daß er es nicht war.

Mit blitzartiger Geschwindigkeit waren ihm diese Gedanken durch den Kopf gesaust, aber er behielt doch Besonnenheit genug, um wenigstens mit einer schalen, scherzhaften Wendung zu antworten.

1865 »Wir hätten uns ja doch in den ersten vierzehn Tagen die Haare ausgerauft!« sagte er.

Fritzi sah ihm in die Augen.

»Das ist doch nicht deine Meinung,« entgegnete sie ruhig.

»Fritzi, du darfst mich nicht so ansehen.«

»Warum nicht?«

1870 »Du darfst nicht. Schließlich bin ich ja doch nur ein Mann!«

»Nun – und? Willst du mir verbieten, dich anzuschauen?«

»Ja, ich verbiet' es dir!«

»Schaut doch die Katz' den Kaiser an, da werde ich doch wohl auch dich ansehen dürfen, du großer Mann!«

»Du verstehst mich falsch, Fritzi, und mit Absicht. Du weißt, daß ich es nicht so meinte.«

1875 »Wie hast du es denn gemeint?«

»Das weißt du ganz gut. Ich sagte, daß ich nur ein Mann bin, und das ist leider ein ganz elendes Machwerk der Schöpfung.«

»Man muß die Werke der Schöpfung nehmen, wie sie kommen!«

»Weißt du, was ein Mann ist?«

1880 »Ich glaube, – so ungefähr!«

»Bilde dir nicht ein, daß du es weißt; ich will es dir sagen. Ein Mann, und sei er der beste, ist unzurechnungsfähig, wenn eine schöne Frau will. Für ihn ist keine Dummheit dumm genug, keine Gemeinheit erbärmlich genug, daß er sie

nicht beginge, – wenn eine schöne Frau will.«

Fritzi sah erstaunt, fast erschreckt über eine solche Sprache zu Rummel auf; dieser aber, die Wirkung seiner Worte
1885 bemerkend und zufrieden mit derselben, fuhr fort:

»Sieh' mich an, Fritzi, in meiner ganzen Größe, zu jeder Erbärmlichkeit bin ich sehr leicht zu haben, sehr leicht –
wenn eine schöne Frau will!«

»Jetzt will ich dir was sagen, Rummel,« entgegnete Fritzi mit bebenden Lippen. »Ich finde, daß die Erbärmlichkeiten
1890 begangen werden, auch wenn die Frau, meinetwegen die schöne Frau, *nicht* will. Du hast soeben eine infame
Erbärmlichkeit begangen!«

»Fritzi!«

»Ach, lasse du mich jetzt reden! Ach, du unglücklicher Joseph! Wie er sich vor der schlimmen Potiphar fürchtet! Er
ist so furchtbar unschuldig, und nun hat er eine wahnsinnige Angst, daß ich, ich ihn in den Pfuhl der Gemeinheit
herabziehen könnte. Und das sind meine Freunde, die so mit mir reden!«

1895 »Bist fertig, Fritzi?«

»Ja; wir zwei haben ausgeredet miteinander!«

»Noch nicht ganz, Fritzi; erst muß ich dir doch noch sagen, was besser ungesagt hätte bleiben sollen, weil es uns von
einander scheiden wird. So wisse denn, daß ich dich liebe, wie ich noch nie ein Weib geliebt habe. Vielleicht verstehst
du mich besser, wenn du das weißt. Ich hätte meiner Seele Seligkeit verschrieben dafür, dich einmal im Arm halten zu
1900 dürfen. Auch das sollst du wissen; jetzt sollst du alles wissen. Vielleicht lachst du mich aus, – und das wäre das
Allerklügste. Es war schön bei dir und mit dir, hab' Dank dafür, Fritzi; und – lache mich aus. Leb wohl, Fritzi!«

Er schritt langsam zur Thür hinaus, ohne den Kopf zu wenden. Fritzi sah ihm entgeistert nach, sie rief seinen Namen,
er hörte sie nicht mehr. Da ließ sie die angstvoll erhobenen Arme auf den Tisch sinken, begrub ihr Antlitz in
denselben und überließ sich einem konvulsivischen Ausbruch des Schmerzes. Es war, als sollte sich nun aller
1905 Schmerz und alle Bitterkeit, die während der letzten Wochen und Monate ihr Herz erfüllt und ihr jede Freude vergällt
hatten, in einem mächtigen Strom entladen. Fritzi schrie auf in ihrem Leid, und sie schluchzte und stöhnte, als sei ihr
das Liebste auf der Welt begraben worden. Wie von einem Dämon getrieben lief sie durch das Zimmer, und ihr
thränenüberströmtes Antlitz trug den Ausdruck verzweifelter seelischer Zerrissenheit. Es waltete in ihr sichtlich jene
grauenvolle dunkle Macht, welche von den ernstesten Männern der Wissenschaft, wenn sie die Leiche einer
1910 Selbstmörderin vor sich liegen haben, um die Todesursache gerichtsordnungsmäßig festzustellen, als ein Zustand
aufgehobener Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit bezeichnet wird.

Unordentlich und wirr hing ihr das Haar über die Stirne und den Nacken, die großen, schwarzen, einst so fröhlichen
Augen glühten; fieberische Schauer gingen durch ihren Leib, und sie mußte sich setzen, da sie sich nicht mehr
aufrecht erhalten konnte. Nun sah sie sich sitzen auf dem Lehnstuhle vor ihrem Schreibtisch; sie riß ein Blatt aus ihrer
1915 Mappe und schrieb in fliegender Hast die folgenden Worte:

»Komm' und hole mich! Rette mich aus Not und Verzweiflung! Ich will mit dir leben oder mit dir sterben. Mag alles
zusammenbrechen, ich liebe dich!«

Und als sie das geschrieben, ließ sie die Arme kraftlos sinken, und von neuem ergoß sich ein Thränenstrom über ihr
Antlitz. Und so fand sie Urbany, der in diesem Augenblick das Zimmer betrat.

1920 Er sah sie mit tiefer Ergriffenheit, und er stand vor ihr wie ein Schuldiger. In all den Tagen, die die Kluft zwischen
ihm und seiner Frau nur immer mehr erweiterten, hatte er an alles Mögliche gedacht, an Fritzis Lust am
Unfrieden, an ihre sonstigen Fehler, an seine zerstörten Hoffnungen, an das zu wahrende Decorum und Gott weiß, an
was noch, nur an eines hatte er nicht gedacht, daß bei alledem auch Fritzi leide, daß sie tief unglücklich sein müsse.
Mag auch sie selbst die Ursache ihres Unglückes gewesen sein, unglücklich war sie; das hätte er bedenken und sich
1925 immer gegenwärtig halten sollen. So hatte er immer nur daran gedacht, sich nichts zu vergeben; anstatt ihr trotz
alledem und alledem aus warmer Teilnahme heraus mit herzlichen Worten zu begegnen, hatte er sich durch seine
kühle Zurückhaltung bequem und lieblos selber in Sicherheit gebracht.

Jetzt, da er sie so verstört, als ein Bild grenzenlosen Jammers sah, fiel ihm sein Verhalten und sein Unterlassen schwer
aufs Herz. Er fühlte sich schuldig und machte sich Gewissensbisse. Fritzi war ja leidend, sie war krank, das war
1930 offenbar; er hätte nie und nimmer die Geduld verlieren dürfen! Das hatte er sich so nicht vorgestellt. Er wähnte, daß
Fritzi verstockt und trotzig und pochend darauf, daß sie im Rechte und er im Unrechte sei, ihre Tage verbringe; daß
sie so leide, so namenlos unglücklich sei, wie er sie nun fand, das hatte er sich nicht klar gemacht.

Bewegt trat er auf sie zu und faßte ihre Rechte, während sie mit der Linken, ohne daß er darauf geachtet hätte, das
eben beschriebene Blatt unter die Mappe schob. Aus ihren noch thränenumflorten Augen sandte sie ihm einen

1935 feindseligen Blick zu, aber der harte, trotzige Ausdruck dieser Augen milderte sich und wurde weicher, als sie hörte, wie er sanft und liebevoll auf sie einsprach. Er klagte sich vor ihr an; er bat sie um Verzeihung für das Leid, das er ihr angethan, er flehte um ein freundliches Wort von ihr. Er schwor ihr, daß es nur Mißverständnisse sein konnten, welche eine Entfremdung zwischen ihnen herbeigeführt hätten. Er legte seine Hand auf ihr Haupt und streichelte ihr Haar, wie er es früher wohl gethan, er sagte Worte der Liebe wie früher, nur inniger noch und eindringlicher. Er bat um ihre Nachsicht, und bat um ein Wort der Liebe von ihr.

Fritzi hatte still dagesessen und zu ihm aufgeblickt, verloren, wie zu einem unfaßbaren Wunder. Die Berührung seiner Hand hatte auf sie gewirkt wie ein milder Segen, aber die Beruhigung hielt nicht vor. Wieder ging ein Zittern durch ihren Körper, wieder hob sich ihre Erregung und steigerte sich ins Maßlose, und sie schluchzte laut auf.

1945 »Rühre mich nicht an, Rudolf!« schrie sie. »Ich bin wahnsinnig, – ich bin schlecht, – und doch – Rudolf, – oh, Rudolf, – ich liebe doch nur dich, – nur dich!« Und hungerissen von einer leidenschaftlichen, krankhaften Erregung warf sie sich ihm wild und stürmisch an die Brust und schlang ihre Arme fest um seinen Nacken.

1950 Er fühlte ihren hastigen Herzschlag an seiner Brust, er fühlte das Beben, das ihre Gestalt durchrieselte, und dann fühlte er, wie ihre Arme sich lösten, wie ihr Kopf schwer zurücksank, und im nächsten Augenblicke hielt er einen willen- und leblosen Körper in den Armen, der langsam an ihm niederglitt, und der in sich zusammenbrach, wie sehr er sich auch bemühte, ihn zu halten.

Urbany trug die Bewußtlose in ihr Schlafzimmer, wo die zu Tode erschrockene Frau Schönchen sich mit ihm in die Sorge um sie teilte. Es wurde sofort ein Wagen um einen Arzt geschickt, und inzwischen natürlich alles aufgewendet, um die Ohnmächtige ins Leben und zum Bewußtsein zurückzubringen. Alle Anstrengungen erwiesen sich aber als fruchtlos. Fritzi lag wie tot da, und in peinlicher Aufregung zählte Urbany die Minuten bis zur Ankunft des Arztes. –

1955

* * *

Neuntes Kapitel.

1960

Die Gesellschaft hat eine feine Witterung für den Erfolg so gewagter Experimente, wie nach ihrer Ansicht Urbany eines angestellt hatte, und Urbany selbst nahm einen zu sehr in die Augen springenden Platz in dieser Gesellschaft ein, als daß nicht die eingehendsten Verhandlungen über den Ausfall seines Experimentes gepflogen werden sollten. Namentlich bei Buschendorfs und in den Salons der Markgräfin Andritz verfolgte man den Verlauf der Dinge in Urbanys Ehe mit ganz besonderer Aufmerksamkeit. Man sah sehr scharf in diesen Kreisen. Denn wenn es wahr ist, daß die Liebe blind ist, so wird es wohl auch wahr sein, daß die Gehässigkeit gute Augen hat. Zu einer unfreundlichen Gesinnung hatte man aber in jenen Häusern vollberechtigte Gründe.

1970 Die Markgräfin hatte – es mag das allerdings ein Fehler von ihr gewesen sein – Urbany niemals als einen Heiratskandidaten betrachtet, aber wenn er den von ihm nicht erwarteten Schritt schon that, wenn er schon wirklich heiratete, da wäre es doch schon entschieden angemessener und in jedem Betracht rasonabler gewesen, wenn er eine ihrer drei Töchter genommen hätte. Man durfte natürlich von solchen Gedanken nichts merken lassen, aber Urbanys Ehe »als manquierte Menage« bezeichnen, es als öffentliches Geheimnis erklären, daß sie es sei, das durfte man, ohne sich auch nur die geringste Blöße zu geben.

1975 Bei Buschendorfs konnte die Stimmung schon darum keine günstige sein, weil beide, Buschendorf Vater und Sohn, ebenfalls ihre Gründe hatten, verstimmt zu sein, d. h. verstimmt waren sie nicht einmal mehr. Denn das Gefühl der ursprünglichen Verstimmung löste sich bald zu wirklichem Wohlgefallen um, als sie im Hause der Markgräfin erfuhren, wie es mit den albernen Glückshoffnungen Urbanys schief gegangen sei. Der jüngere Buschendorf hatte seine Gründe, einen tiefen Groll gegen Fritzi zu hegen; denn sie hatte ihn schmähsch blamiert und lächerlich gemacht, und wenn er ihr auch das hätte nachsehen können, so gab es doch noch etwas, was er nicht verzeihen konnte. Sie hatte sein Verlangen geweckt, um ihn schließlich zu verhöhnen. Das wurmte den verlebten jungen Menschen, das hielt seine Bosheit rege, um so reger, als er ihr vorläufig in keiner Weise Luft machen konnte.

1985 Zur besonderen Befriedigung der geehrten hochadeligen Mitwelt gab es in der so viel besprochenen Ehe Urbanys ja auch den gewissen »Dritten«, und das war der Maler Rummel. Man wußte zwar noch gar nichts, aber denken konnte man sich wenigstens vieles, und auch das war schon ein Trost. Insbesondere war es Buschendorf sen., der das Instrument der Vermutungen, der sehr begründeten Vermutungen, mit staunenswerter Geschicklichkeit spielte. Wenn man bedenkt, daß er auf Rummel nicht gut zu sprechen sein konnte, wird man begreifen, daß er sein Instrument nicht nur mit Virtuosität, sondern auch mit Liebe spielte. –

Während so die große Welt sich in allerlei Vermutungen, in freundlichen Befürchtungen und unfreundlichen Hoffnungen erging, lag Fritzi im düsteren gräflich Urbanyschen Familienpalais krank darnieder und schwebte
1990 zwischen Leben und Tod. Die außerordentlichen seelischen und körperlichen Aufregungen waren die Vorläufer einer Frühgeburt gewesen, die sie an den Rand des Grabes brachte. Der berühmte Gynäkologe, der wieder zu Rate gezogen wurde, gab nun der Meinung Ausdruck, daß die Sache überhaupt nicht gut ausgehen konnte, und daß er die nun eingetretene Katastrophe längst vorausgesehen und vorausgesagt habe. Zum Glücke bewährte er jetzt am
1995 Krankenbette selbst doch seine vielberühmte Tüchtigkeit und Erfahrung. Es gelang seiner Kunst, das Lebensflämmchen der jungen Frau, das mehr als einmal am Auslöschen war, zu erhalten, aber es währte lange Wochen und Monate, ehe sie als endgültig gerettet angesehen wurde.

Durch mehrere Wochen war vor dem gräflichen Palais Stroh gestreut, auf daß kein Laut von dem Weltlärm in den halbdunklen Raum dringe, in welchem ein blühendes, junges Leben sich verzweifelt wehrte gegen die eisige Umarmung des Todes. Frau Schönchen und Urbany wechselten ab in den Nachtwachen bei der Kranken. Wie die
2000 Frauen im Dulden, wie im Unglück überhaupt, stärker sind als die Männer, so trug auch Frau Schönchen den langen anstrengenden Dienst um die Kranke leichter als Urbany, der von jeher gewohnt war, sich viel im Freien in forcierter Bewegung und jedem Wetter trotzend zu bethätigen.

Während der Krankheit Fritzis brachte er es nicht über sich, das Haus zu verlassen, es wäre denn höchstens auf eine Stunde gewesen, um einmal wieder einige Atemzüge in frischer Luft zu thun. Die ehemals gebräunte Gesichtsfarbe
2005 wich nun einer durchgeistigten Blässe, und in jenen kummervollen Wochen geschah es, daß ihm die ersten leichten Silberflocken in den Bart und auf das Haupthaar gerieten.

Franz Rummel kam täglich, um sich Nachricht von dem Befinden der Kranken zu holen. Zu ihr konnte er nicht gelassen werden, aber Urbany gab ihm immer selbst die Nachricht, und dann blieb Rummel täglich wohl eine Stunde bei Urbany sitzen und erzählte ihm von den Dingen, die in der Welt vorgingen. Der tägliche Verkehr und der
2010 gemeinsame Kummer brachte die beiden Männer einander immer näher, und zu dem früheren guten Einvernehmen zwischen dem Mäcen und dem Künstler, trat nun auch, ohne jenes zu beeinträchtigen, ein auf gegenseitige Wertschätzung und gegenseitiges Vertrauen gegründetes Verhältnis warmer persönlicher Freundschaft.

Der Bau erlitt durch die Erkrankung Fritzis keine Unterbrechung. Ihre wichtigsten Wünsche kannte ja Rummel bereits, und so konnte denn die Arbeit fortgesetzt werden, bis der früh hereinbrechende Winter die Einstellung
2015 derselben erzwang.

Fritzi war eine geduldige Kranke. Von ihrer früheren Reizbarkeit schien auch die letzte Spur weggetilgt. Sprechen durfte sie nach der Weisung des Arztes lange nicht, aber wenn sie ihren Blick auf Urbany ruhen ließ, dann lag in ihrem Auge so viel Milde und Güte und eine so beredte Bitte um Verzeihung für alles Leid, das sie ihm angethan und auch jetzt noch durch ihre Krankheit anthue, daß er beglückt im Geiste jene selige Zeit wiederkehren sah, die in der
2020 Erinnerung an sein bisheriges Leben herausfunkelte wie ein Demantstein aus einer purpurnen Sammetunterlage. Was krankhafte Verstimmungen geschieden hatten, die wirkliche, ernste Krankheit fügte es wieder zusammen, was jene verdorben hatten, diese machten es wieder gut.

»Bist du mir wieder gut, Rudolf?« fragte einmal Fritzi mit leiser Stimme.

»Ich war dir immer gut, Fritzi, und jetzt bin ich's mehr als je.«

2025 »Du bist zu gut für mich, Rudolf. Ein anderer hätte mich schon längst weggejagt. Verdient hätte ich's.«

»Fritzi, du bist närrisch!«

»Ich war's. Es war etwas Fremdes, etwas Krankes, etwas Böses in mir. Ich hätte dich vergiften können, Rudolf!«

»Du sollst jetzt nicht so viel reden, und solche Dummheiten schon gar nicht. Erst gesund werden, dann werden wir schon wieder herumstreiten miteinander. Ein bisserl streiten schadet gar nichts, wenn man sich nur sonst gut ist.«

2030 »Aber Rudolf –«

»Nicht mehr reden, schön schlafen!«

»Rudolf?!«

»Schlafen! Auf's Kommando folgen! Achtung! Eins, zwei, drei – los! Schlafst schon?«

»Ja!«

2035 »Gut ist's, brav bist!«

»Rudolf?«

»Was denn?«

»Ich möcht' noch 'was sagen.«

»So sag's, aber dann schlafen!«

2040 »Ja. Ich wollte nur sagen, daß das Streiten häßlich ist. Ich werde nie, nie wieder mit dir streiten. Nur das habe ich noch sagen wollen.«

»Du bist meine brave Fritzi!«

»Noch etwas möchte ich sagen, Rudolf!«

»Jetzt bist aber nicht mehr die brave Fritzi. Dafür wirst du, wenn du wieder gesund bist, ins Winkerl gestellt.«

2045 »Oh, Rudi, ich möchte so gern mit dir plauschen!«

»Du bist ein dummes Mädel; eine gescheite Frau benimmt sich nicht so. Du mußt jetzt schlafen, hörst du?«

»Noch etwas laß mich sagen, bitt' schön!«

»Gut, aber dann wird abgeläutet, und es heißt: Hallo, hallo, Schluß!«

»Da schau, wie ich mager geworden bin. Du wirst gar nichts mehr an mir haben!«

2050 »Wirst du augenblicklich den Arm schön unter die Decke geben! Das fehlte noch, daß wir uns jetzt erkälten! Ich hab' schon gesagt, was du bist!«

»Ein dummes Mädel?«

»Ja!«

»Hoho! Du großer Geist! Ein Mädel liegt so da!«

2055 »Schlafen! Fratz, nichtsnutziger!«

»Ich schlaf' schon!« –

Es ward nun wieder lichter in dem düsteren Palais, da Fritzi ihre Laune wiederfand; das Seinige that dazu freilich auch der junge Vorfrühling, der ab und zu einen lichten Strahl in das hohe Gemach sandte, gleichsam als freundlichen Gruß für die Genesende. Aber langsam ging es noch immer mit der armen Fritzi. Als sie das erste Mal mit ärztlicher

2060 Erlaubnis »aufstehen« sollte, das will sagen, als ihr gestattet wurde, das erste Mal ein Viertelstündchen auf dem Lehnstuhle sitzend zuzubringen, da mußte sie den Versuch dazu mit einer tiefen Ohnmacht bezahlen, die sie aufs neue schwächte und sie wieder um viele Tage zurückwarf.

Der Versuch mußte mehrmals wiederholt werden, ehe er gelang, aber es ging gut vorwärts, als er einmal gelungen war. Die jugendlichen Lebenskräfte regten sich wieder und, nachdem sie durch böse Mächte so lange gebunden

2065 gehalten waren, rangen sie nun selbst wacker mit gegen die Nachzügler der großen, verheerenden Krankheit. – Fritzi saß so im Lehnstuhle, als sie Rummel nach langer Zeit zum erstenmal wiedersah. Sie lächelte ihm freundlich zu und streckte ihm die feine, weiße, ach, so abgemagerte Hand entgegen.

»Oh, Rummel,« rief sie ihm mit noch immer schwacher Stimme entgegen, »dieses Mal hat nicht viel gefehlt, – mit *einem* Fuße stand ich schon im Grabe!«

2070 »Denke daran nicht, Fritzi! Du mußt vorwärts blicken, – die Aussicht ist schöner!«

»Sie ist schöner. – Bist wieder vernünftig geworden, Rummel?«

»Ja, Fritzi! Mußt nicht böse sein auf mich! Ich hab' dich schon lang um Verzeihung bitten wollen. Ich muß nicht recht bei mir gewesen sein, wie ich dir die vielen Dummheiten gesagt hab'.«

2075 »Was soll *ich* dann sagen? Ich war ja wirklich krank, viel früher, als wir alle es gewußt haben. Wenn mich da ein Richter verurteilt hätte, Rummel, – es wäre Justizmord gewesen. Denn ich war wirklich unzurechnungsfähig.«

»Um so vernünftiger hätte *ich* sein müssen, und ich war noch der viel größere Trottel!«

Fritzi lachte auf, und es klang wieder so hell und so fröhlich, wie seit langer, langer Zeit nicht; dann sah sie nachdenklich zu Rummel hinüber und rief ihn endlich an:

»Du, Franzi?«

2080 »Willst was, Fritzi?« entgegnete Rummel, sich dienstbereit erhebend, um einen etwaigen Wunsch unverzüglich zu erfüllen.

»Nein, ich will nichts, bleib' nur sitzen. Ich habe nur sagen wollen, daß wir von der häßlichen Geschichte dem Rudi nichts erzählen wollen.«

»Natürlich nicht!«

2085 »So natürlich ist das durchaus nicht! Es gehörte sich eigentlich, daß man ihm beichtet, aber es macht ihm vielleicht Unruhe, Kummer oder Ärger, – und das ist die Geschichte doch nicht wert, – nicht wahr? Auch glaubt er dann am Ende, daß mehr dahintersteckt, als wir ihm verraten wollen.«

»Es ist besser, nichts zu sagen. Ich wäre zu sehr blamiert!«

2090 »Daraus würde ich mir nicht so viel machen, mein lieber Freund, aber wenn er sich Kummer, unnötigen, überflüssigen Kummer oder Verdruß machen würde, das würde mich kränken. Du kennst ihn nicht so wie ich, Rummel. Weißt du, das ist wirklich ein Mensch, vor dem man Respekt haben muß. In den Monaten, wo er da an meinem Bette gesessen ist, habe ich das erkannt. Er ist ein Mann, Rummel, und wir zwei, du und ich, wir können uns vor ihm verstecken!«

Rummel nickte still zu diesen Worten; sie waren zwar nicht sehr erbaulich für seine Eigenliebe, aber er hatte in der letzten Zeit selbst Urbany erst recht kennen gelernt, und sein Urteil deckte sich vollständig mit dem von Fritz
2095 abgebenen.

Es waren beglückende Feste für Urbany, als er nach der langen Haft die ersten Ausfahrten mit Fritz machen durfte. Das erste Mal und noch das zweite und dritte Mal fuhren sie im geschlossenen Wagen, aber die Urbanysche Equipage war bekannt in Wien, und in der Hauptallee wandten die Leute die Köpfe, als sie die Livreen des gräflich Urbanyschen Hauses wieder auftauchen sahen. Und als dann gar Fritz im offenen Wagen an der Seite ihres Mannes
2100 gesehen wurde, heiter wie in früheren Tagen und schöner denn je, frisch aufblühend wie eine junge Rose, da gab es gar viel zu reden. Das sollte eine verfehlt Ehe sein! Was doch die Klatschbasen da wieder einmal zusammengeschwefelt hatten! So sehen Leute nicht aus, die sich nicht vertragen. Die Buschendorfs und die Andritz fingen an, sich zu schämen und zu ärgern. Sie fanden es äußerst abgeschmackt und durchaus nicht *comme il faut*, sich jetzt noch, nach mehr als einjähriger Ehe, förmlich als Liebespaar aufzuspielen. Das war entschieden *mauvais genre*, –
2105 übrigens von einer gewesenen Schauspielerin nicht anders zu erwarten, aber er, der Urbany, der jetzt so sein glückseliges Gesicht spazieren führt, der sollte doch wissen, was sich gehört.

Inzwischen zerbrach sich aber Urbany den Kopf nicht darüber, was sich schickt, oder besser, was seine Standesgenossen ärgern könnte oder nicht, sondern gab sich ganz dem neugewonnenen, dem Tode abgerungenen
2110 die Pflichten seines großen Besitzes geltend. Seit Monaten hatte er sich um gar nichts anderes auf der Welt gekümmert als um die teure Kranke, und mit Freuden hätte er all seine Besitztümer geopfert, hätte er ihr dadurch Erleichterung des Übels oder gar die Befreiung von demselben erkaufen können. Nun war es aber hohe Zeit, daß er nach dem Rechten sah. Er war ein Mann der Ordnung, und er hatte es immer mit seinen Pflichten als Majoratsherr ernst genommen.

2115 Jetzt, da Fritz wieder in voller Jugendfrische prangte, durfte er an die Abreise denken. Drei Wochen wollte er ausbleiben, um auf seinen Gütern persönlich Nachschau zu halten. Es war die erste Trennung in seiner Ehe, und Fritz vergoß beim Abschied manche bittere Thräne. Er tröstete sie lächelnd und sagte ihr, daß sie in seiner Abwesenheit sehr viel zu thun haben werde. Sie müsse wieder stark werden wie früher und gesund wie eine Sennerin.

Fritz befolgte seine Befehle. Von Tag zu Tag nahm sie zu an Kräften, und alle Welt war darüber einig, daß sie jetzt
2120 noch schöner und blühender sei als vor ihrer Heirat. – Der Bau war wieder in Angriff genommen worden, und er ging nun seiner Vollendung entgegen. Fritz erschien täglich am Bauplatz, dann fuhr sie mit Frau Schönchen in den Prater oder sonst ins Freie in der schönen Umgebung von Wien. Die Zeit wurde ihr nicht lang, obschon sie sich aufrichtig und herzlich nach ihrem Manne sehnte. –

Von freudiger Erwartung getrieben und ungeduldig wie ein Bräutigam trat Urbany nach der schwer ertragenen
2125 dreiwöchentlichen Trennung die Heimreise an. Er hatte Fritz seine Ankunft nicht angezeigt; er wollte sie überraschen. Wie schön hatte er sich das Wiedersehen ausgemalt! Er wird ohne Anmeldung in ihr Zimmer treten, sie wird ihm an die Brust fliegen, er wird sie Herzen und küssen. Ein seliger Mann, dem ein solches Wiedersehen winkt!

Der Zufall war seinen schönen Träumen nicht günstig. Er betrat mit klopfendem Herzen Fritz's Zimmer – sie war
2130 nicht zu Hause, sie war mit Frau Schönchen ausgefahren. Er seufzte auf. Schade! Es wäre so schön gewesen. Er setzte sich in den Lehnstuhl an ihrem Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. Sollte er da warten? Dazu hatte er die Geduld nicht. Nein, er konnte die Zeit noch benützen, ein Versäumnis gut zu machen. Er wollte ihr Blumen bringen zur Begrüßung. Der Sicherheit halber wollte er ihr aber doch eine Zeile zurücklassen.

Er öffnete die Schreibmappe, da fiel ihm ein beschriebenes Blatt entgegen. Er wollte es zurückschieben, um ein
2135 unbeschriebenes Blatt zu suchen, aber er hatte im Fluge Fritz's Handschrift erkannt. Fritz's Hand hatte auf jenem Blatt geruht, und deshalb war es ihm nicht mehr bedeutungslos, es zog ihn an, und er las. Er starrte auf das Blatt, und sein Antlitz verfärbte sich. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, und er griff sich an die Stirne; er war betäubt, als hätte ihn ein Keulenschlag getroffen.

Was er da las, das war der verzweiflungsvolle Aufschrei innerer Verstörtheit, den Fritz an Rummel richten wollte in der letzten Stunde, bevor sie die schon lange in ihr wühlende Krankheit niederwarf.

2140 Urbany kannte den Zusammenhang nicht. Er sah nur sein Glück in jähem Sturz zertrümmert, unwiederbringlich verloren am Boden liegen. In seiner Abwesenheit mußte sich dieser für alle Zeit entscheidende Wechsel vollzogen haben, und er fluchte seiner Abwesenheit nicht. Ein Glück, das auf so schwachen Füßen stand, war nicht wert, künstlich und notdürftig erhalten zu werden. In seiner Abwesenheit, so schloß er, hatte die unreine Leidenschaft die zwei Menschen erfaßt, denen er so vertraut hatte!

2145 Ein Gefühl des Ekels stieg in ihm auf, so mächtig und so furchtbar abscheulich, daß er sich von Grauen erfüllt schüttelte, und mit dem Ekel zugleich ein Zorn, der mit Wollust eine Welt vernichtet hätte.

Der Griff eines Papiermessers war in seine Faust geraten, er wußte nicht wie. Er suchte sich zu besinnen, wie das Messer in seine Hand gekommen sei. Dort lag eine Zeitung, die mit dem Messer ausgeschnitten worden war, und aus der menschlichen Doppelnatur heraus, die noch in der furchtbarsten Erregung den Sinn oft auch noch auf das

2150 Wichtigste zu lenken vermag, warf er einen Blick auf das Zeitungsblatt, und er las sogar, wenn auch wie verloren, einen Satz mitten heraus aus einer längeren Theaterkritik. Der Satz lautete: »Dumas freilich hat ein sehr bequemes Rezept dafür: ›Töte sie!‹«

* * *

2155

Zehntes Kapitel.

Ein wundervoller Sommertag ging zur Neige. Die sinkende Sonne tauchte die ganze Landschaft in flammende

2160 Gluten; noch hätte man einige köstliche Abendstunden genießen können inmitten einer bezaubernden Natur, aber der Eisenbahnkurier erlaubte es nicht. Um sieben Uhr hielt der letzte Zug der Zweigbahn, welche die stille Station, zu deren schönsten Sommersitzen Villa Maria gehörte, mit den großen Weltverkehrsadern und insbesondere mit Wien verband, woher die zahlreichen Gäste der Villa am Morgen gekommen waren, und wohin sie nun wieder zurückstrebten.

2165 Frau Maria, die Hausfrau, hatte den Gästen das Geleite gegeben, vom Garten bis zur Landstraße, die dann in gerader Richtung zum Bahnhof führte; dann wandelte sie langsam zurück. Den geöffneten rotseidenen Sonnenschirm trug sie geschultert, und von der sonnenbeschienenen Fläche fiel ein feiner Widerschein auf das lichte mattgelbe Seidenkleid, das ihre schlanke Gestalt umfloß; und stahl sich einmal ein Sonnenstrahl in ihr reiches Blondhaar, so erglänzte es wie von lauterem Golde.

2170 Es war ein heißer Tag gewesen für die Hausfrau mit all der Fürsorge für die vielen Gäste, und sie atmete auf, als sie nun wieder den von bereits blutrot gewordenen Blättern des wilden Weinstockes umrahmten Balkon der Villa betrat. Aber da saß noch einer. Reinhold Fricke, der junge Mathematiker, war nicht mit den übrigen Gästen gegangen; er hatte sich beim Abschiedsrummel der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen gewußt und war zurückgeblieben.

Frau Maria setzte sich zu ihm an den Tisch; sie ließ ihren Blick lange auf ihm ruhen und lächelte ihn milde an. Und er
2175 errötete unter ihrem Blicke.

»Warum lachen Sie, gnädige Frau?« hub er nach einer Weile an.

»Und warum geraten Sie in Verlegenheit, mein Freund?« fragte sie zurück.

»Ich – ich – bin nicht verlegen,« stotterte er bemüht, sich eine gute Haltung zu geben.

2180 »Ich will es Ihnen sagen,« nahm Frau Maria wieder das Wort, »warum Sie verlegen wurden. Das kommt daher, weil Sie kein gutes Gewissen haben.«

»O, ich habe nichts Böses begangen!«

»Böses? Nein. Sie haben mir keine silbernen Löffel gestohlen, und Sie haben auch, so viel ich weiß, nicht irgend einen heimlichen Meuchelmord begangen.«

»Nun also! Sehen Sie!«

2185 »Es giebt aber auch noch andere Sünden.«

»Ach?!«

»Stellen Sie sich nicht so unschuldig. Ich habe es wohl bemerkt, wie Sie vorhin bei dem allgemeinen Abschiednehmen sich elegant herumgedrückt haben, damit man nur Sie aus dem Spiele lasse. Sie wollten womöglich unbemerkt zurückbleiben.«

2190 »O!« rief Reinhold, indem er betuernd die Hand aufs Herz legte.

»Habe ich etwa nicht recht?«

»O, außerordentlich! Und ich bin Ihnen zu tausendfachem Danke verpflichtet.«

»Wofür?«

2195 »Weil Sie mit einer Leichtigkeit die schwierigsten Dinge sagen. Ich hätte mich furchtbar plagen müssen, um das herauszubringen. Ich hätte mich nicht getraut, und gesagt mußte es ja doch sein.«

»O, ich kann auch noch weit mehr sagen von dem, was doch einmal gesagt werden muß. Sie wollten also unbemerkt zurückbleiben, und zwar um mir noch ungestört Gesellschaft leisten zu können. Auch das ist noch nicht alles. Gesellschaft leisten – ist vielleicht noch nicht genug gesagt. Sie hätten mir, wenn's gut ging, gern einmal so recht con amore den Hof gemacht. Ich kenne Sie ja als meinen getreuen Verehrer, ich könnte sagen: allergetreuesten, wenn ich 2200 deren mehrere hätte. Habe ich's erraten?«

»Doch nicht so ganz!«

»Ah! Nun wir werden ja sehen! Wissen Sie aber, daß Sie den letzten Zug versäumen werden? Was werden Sie nun thun? Ich kann Sie nicht bei mir behalten, und hier im Orte finden Sie sonst keine Unterkunft!«

»Ich werde zu Fuß nach Wien gehen.«

2205 »Sechsenddreißig Kilometer!«

»Die Nacht wird schön.«

»Gut; also reden wir weiter. Wo sind wir nur stehen geblieben? Richtig! Ich hätte also Ihre Absichten nicht erraten?«

»Vielleicht nicht ganz. Sie haben mich durchschaut, aber ich glaube unterschätzt, oder vielleicht haben Sie auch nur ein unrechtes Wort gewählt? Hof machen! Ich hasse den Ausdruck und die Sache.«

2210 »Über den Ausdruck läßt sich ja streiten, was aber die Sache selbst betrifft, so ist sie doch sehr hübsch, und schwerlich werden Sie insbesondere die Damenwelt zu Ihrer Ansicht bekehren.«

»Ich will auch niemanden bekehren. Sie wissen, Frau Maria, daß ich mich aufs Hofmachen schlecht verstehe. Mir ist's ernst, sehr ernst zu Mute.«

»Hüten Sie sich, mein lieber Freund! In gar so ernsten Stimmungen begeht man leicht die allergrößten Thorheiten!«

2215 »Sie verhöhnen mich!«

»Ich warne Sie nur.«

»Frau Maria – spielen Sie nicht mit mir. Ich liebe Sie mehr als alles auf der Welt!«

»Sehen Sie, die Thorheit ist begangen!«

Reinhold erhob sich rasch, kaum noch im stande, Herr seiner Erregung zu bleiben.

2220 »Sie haben mir sonst nichts zu sagen, gnädige Frau?«

»Ich wüßte nicht –«

Er griff nach seinem Hute, sie aber rief, einen Blick auf ihre kleine goldene Taschenuhr werfend:

»Wenn Sie sich sehr beeilen, erreichen Sie den Zug noch!«

2225 Als sie ihn dann so tieftraurig vor sich stehen sah, da kam es doch wie Erbarmen über sie, und sie lud ihn wieder zum Sitzen ein.

»Da setzen Sie sich schön her zu mir und lassen Sie uns vernünftig miteinander reden.«

»Sie haben leicht vernünftig sein, gnädige Frau!« entgegnete er mit unverhohlener Bitterkeit.

»Natürlich, denn ich habe kein Herz im Leibe, ich bin eine kalte, berechnende Kokette – nicht wahr, so wird es doch ungefähr richtig sein?«

2230 »Nein, Maria!« rief er warm und mit jäh aufsteigender Reue. »Sie sind die gütigste und die mildeste und die schönste der Frauen, und darum –«

»Wir wollten vernünftig sein,« unterbrach ihn Maria, »und uns ruhig aussprechen. Also hübsch bei der Stange geblieben! Sie haben erklärt, daß Sie mich lieben – gut. Ich wußte das zwar ohnedies –«

»Sie wußten?!«

2235 »Allerdings, ich wußte es längst, bevor Sie die Freundlichkeit hatten, sich zu äußern.«

»Ja woher denn, um Gotteswillen?!«

Frau Maria mußte lächeln über das naive Staunen des jungen Mathematikers. Als ob die Kunde von derlei Dingen immer erst an die große Glocke gehängt werden müßte!

»Genug an dem, ich wußte es,« erwiderte sie, »und es wäre besser gewesen, es nicht auszusprechen.«

2240 »Nicht auszusprechen! Gnädige Frau – ich verstehe Sie nicht!«

»Das stille Geheimnis zwischen uns wäre so schön gewesen.«

»Ich fasse es nicht! Ich mußte doch Bescheid haben auf die Frage, auf die wichtigste, bedeutsamste Frage meines Lebens!«

2245 »Gefragt hatten Sie nichts, lieber Freund, und darum durften Sie auch nicht gleich so böse werden, wenn ich nichts antwortete.«

»Und Sie hatten doch geantwortet. Sie nannten es eine Thorheit, daß ich Sie liebe.«

»Das habe ich nicht gesagt. Nicht, daß Sie mir gut sind, habe ich Ihnen verargt –«

»Maria!«

»– sondern daß Sie es gesagt haben. Ich glaube, wir werden das noch bedauern, wir *beide*.«

2250 »Mein Bekenntnis heischte eine Antwort, und dieser Antwort bin ich gewärtig mit bangender, zitternder Sehnsucht wie eine arme Seele am Tage des Gerichts der Lossprechung. Glück und Unglück ist in Ihre Hand gegeben; ein Wort von Ihnen soll entscheiden über mein Geschick!«

»Ich verstehe Sie nicht ganz, Reinhold. Reden Sie, fragen Sie!«

2255 »Sie verstehen nicht! Meine ganze Seele drängt sich in das Wort: Ich liebe Sie! Das Wort schließt auch die Frage und das flehentliche Verlangen nach Gegenliebe in sich. O, Maria, sagen Sie ein Wort; wie es auch lauten mag, es wird für mich die Entscheidung bringen.«

»Das wird es nicht, fürchte ich,« sagte Maria leise vor sich hin.

»Dann steht es traurig, sehr traurig um mich,« murmelte Reinhold ebenfalls mit leiser, stockender Stimme. »Ich kann nicht auf Gegenliebe hoffen, und damit ist alles, alles für mich verloren!«

2260 »Nicht so, Reinhold,« entgegnete Frau Maria, und dabei strahlte ein milder Glanz aus ihren Augen. »Wenn es einmal gesagt sein muß, so will auch ich es frei bekennen: auch ich liebe Sie, recht, recht innig, aus der tiefsten Tiefe meines Herzens.«

2265 Und sie ließ es geschehen, daß er sie stürmisch umschlang und ihr erglühendes Antlitz mit Küssen bedeckte. Dann drängte sie ihn mit den Händen sanft von sich, und als sie ihm dann mit einem langen Blick ins Gesicht sah, da schimmerte eine Thräne in ihrem Auge, und der letzte Strahl des im Westen versinkenden Sonnenballes funkelte zitternd nach in dieser Thräne.

Eine lange Pause entstand, und keines von ihnen wollte die feierliche Stille unterbrechen. Endlich fuhr sich Frau Maria, wie aus einem Traume erwachend, mit der Hand über die Stirne und hauchte vor sich hin:

»Vorbei, vorbei!«

2270 »Was ist vorbei, Maria? Ich sehe nur den Anfang und wie durch ein weitgeöffnetes Thor die sonnige, die selige Zukunft.«

Maria schüttelte das Haupt.

»Es ist vorbei, alles, alles vorbei! Ich habe es kommen gesehen; ich habe alles erwartet, wie es gekommen ist, und nun möchte ich doch weinen um das verlorene Glück, um die verlorene Jugend!«

2275 »Maria!«

»Es ist zu spät, Reinhold. Wir müssen vernünftig sein, ich muß es für uns beide sein. Ich bin um zehn Jahre älter als Sie und in dieser Sache,« sie sagte es mit einem Lächeln auf den Lippen, »wie mich dünkt, wohl um fünfzig Jahre klüger.«

Reinhold wollte Einsprache erheben, aber sie wehrte es ihm.

2280 »Lassen Sie uns die Ruhe bewahren, Reinhold. Der Strahl des Glückes und der Liebe hat mich nicht weniger erfreut, weil es der letzte war. Der Abendsonnenschein ist ja der schönste. Sehen Sie, die Sonne ist untergegangen, und wie nun die glühenden Tinten rasch erkalten. Das matte Grau mischt sich in den heißen, roten Glanz, der Purpur wird fahl. Es ist ein trauriges Bild – das Bild einer späten Liebe.«

»Maria, ich sehe nur das Bild der jungen, der neuen Liebe. Geben Sie sich nicht so traurigen Schwärmereien hin.«

2285 »Der Schwärmer sind Sie, lieber Freund! Sie stehen im Banne des Augenblicks, ich aber sehe über ihn hinaus. Ich bin ja frei und könnte Ihnen die Hand reichen. Ich habe auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen als auf meine Tochter, und der würden Sie einen zwar jungen, aber gewiß liebevollen und würdigen zweiten Vater abgeben – und doch wäre alles Thorheit, eitle lächerliche Thorheit. Es ist zu spät, Reinhold, – ich bin zu alt. – Bleiben Sie sitzen und lassen Sie uns ruhig mit einander reden. Denken Sie fünf oder zehn Jahre voraus – Sie, ein Mann in der vollen Jugendkraft, –
2290 ich, eine abgeblühte, welke Frau, wir beide für die Gesellschaft ein Gegenstand des Spottes und des Mitleides. Sie haben ja heute bei uns Doktor Keller und seine Frau gesehen; genau derselbe Fall. Seine Liebschaften sind offenkundig, stadtbekannt. Man zuckt die Achseln; man verurteilt ihn nicht; mein Gott, er hat eine so alte Frau! Und die Frau? Sie hat ihren Mann vergöttert, und ihm zu Liebe hat sie die krampfhaftesten, wahnwitzigsten Anstrengungen gemacht, jung zu bleiben. Erst hat sie sich nur leicht geschminkt, und bald hatte sie, wie das zu gehen pflegt, das Auge
2295 und den Maßstab für eine diskrete Wirkung verloren, zudem bedurfte es einer immer dichteren Schicht, um die sich mehrenden Runzeln zu verdecken. Und nun endlich ist alles an ihr falsch, die Haare, die Zähne, die Gestalt und die Farbe der Jugend. Möchten Sie mich wohl so sehen, Reinhold?«

»Welch ungeheuerliche Verirrung! Sie können ja gar niemals so werden, Maria!«

2300 »Ich werde mich vielleicht nicht schminken, aber auch ohne Schminke würde ich eine alte Frau sein neben einem jungen Mann, und auch über mich würde man die Achseln zucken und je nach Veranlagung spöttisch oder mitleidig lächeln. Am allergrausamsten ist die Welt alternden Frauen gegenüber.«

»Sie sehen Gespenster.«

2305 »Nein, mein lieber Freund. Die Natur kennt kein Erbarmen, und gegen das Altern ist kein Kräutlein gewachsen. Ich werde den Gedanken an Frau Doktor Keller nicht los. Ich würde aller Wahrscheinlichkeit nach gerade so werden wie sie, jedenfalls so unglücklich wie sie. Wissen wir denn, wie ihr zu Mute ist hinter der erzwungenen lächelnden Larve, wie viele Thränen in stillen Stunden über die geschminkten Wangen rollen, und welche Verzweiflung ihr das arme vereinsamte Herz zerfleischt? Mir leuchtet der Abendsonnenschein, und er leuchtet mir warm und goldig, weil er mir noch Ihre Liebe gebracht, und ich nehme nun eine schöne, freundliche Erinnerung mit in den Abend, in die kommende Dunkelheit. Erinnern Sie sich, wie schön und wie rührend Raimund den Abschied der Jugend schildert;
2310 mir schießt es immer warm in die Augen, wenn ich daran denke. Brüderlein fein, Brüderlein fein, einmal muß geschieden sein! Ein solcher Abschied thut weh, insbesondere einer Frau. Es muß geschieden sein, Reinhold. Es war schön im Abendglanz – Reinhold – leb' wohl!«

2315 Maria verdeckte ihr Antlitz mit den Händen und ließ den Thränen freien Lauf. Er stand vor ihr, bewegt, erschüttert und unfähig, seinen Empfindungen Ausdruck in Worten zu geben. Als er dann doch anheben wollte zu sprechen, da erhob sich Maria und küßte ihn noch einmal und hieß ihn gehen. Er wollte sie an sich pressen, aber sie wehrte ihn still ab, und dann ging er.

Kaum hatte er sie aber verlassen, da schlug sie wieder die Hände vors Gesicht und überließ sich als willenlose Beute einem tiefen und wilden und bitteren Schmerz. Es war ihr Abschied vom Glück und von der Jugend – und »ein solcher Abschied thut weh, insbesondere einer Frau!«

2320 Immer dichtere Schleier der Dunkelheit senkten sich auf Berg und Thal. Zwischen den dunklen Matten und Feldern leuchtete noch die Landstraße weiß heraus. Auf ihr wanderte rüstig und leichten Schrittes Reinhold dahin. – – –

* * *

2325

Elftes Kapitel.

Alle guten Geister des Frohsinns und des Glückes hatten wieder das Urbanysche Haus verlassen. Als Rudolf jenes verhängnisvolle Blatt mit Fritzis Schriftzügen gefunden hatte, da steckte er es zu sich, nachdem er sich von der ersten

2330 Betäubung erholt hatte, und zog sich auf sein Zimmer zurück. Es wäre ihm unmöglich gewesen, seine Frau in jenem Augenblicke wiederzusehen und ihre Begrüßung entgegenzunehmen. Er schloß sich ein, um über sich selbst, über die tausend Gedanken, die in verzweifelter Hast durch sein Gehirn rasten, ins klare zu kommen, um mit allem fertig zu werden, was ihn erfüllte und ihn so namenlos unglücklich machte.

So verbrachte er den Rest des Tages und die ganze endlos lange Nacht, die schwerste und die bitterste, die das Leben ihm bis dahin beschieden hatte. Er war im Kerne seiner Mannheit getroffen; die grimmige, hämische, häßliche Eifersucht hatte Macht über ihn gewonnen. Es war ein ihm neues Gefühl, und es kam so mächtig über ihn, daß es ihn gleich zu vergiften drohte. Ein redliches Vertrauen hatte bis dahin den Untergrund seiner ganzen Natur gebildet, und nun schien ihm die Grundlage und die Lebensbedingung für sein ganzes Sein entzogen. Seine Natur war aus den Angeln und aus dem Gleichgewicht gehoben, er kannte sich selbst nicht mehr, und all die entsetzlichen Vorstellungen, die in wilder Jagd vor seinem Geiste auftauchten, sie wollten ihm so fremd, so seltsam erscheinen, als sei gar nicht er es, dessen Haupt sie entsprossen seien. – Wie er aber auch sann und seinen Geist zermarterte, um da eine ehrliche Lösung für die schmäbliche Wirrnis zu finden, er sann und überlegte aus der Grundstimmung des Unglücks heraus und in dem Bewußtsein, daß alles, was licht und freundlich war in seinem Leben, vernichtet sei für alle Zeit.

Über alle Not und Schande hob sich aber ein Gefühl des Stolzes. Man hat sein Glück zerstört, – wohl bekomme es ihnen! – aber man wird nicht auch seine Würde untergraben können. Wie leicht schien es ihm, die treulose Frau zu strafen, den elenden Verführer zu züchtigen, zu töten, – wie leicht und wie verlockend, aber er fühlte, daß er seine Besonnenheit bewahren müsse, und daß er nicht das thun dürfe, was lockend sei, sondern was die ruhige, unerbittliche Erwägung ihm vorschreibe. Lockend, und ach, wie verlockend war ja auch die Schmach und die Entwürdigung. Das entehrte Weib in Gnaden wieder aufnehmen, weiter mit ihm leben, als sei nichts geschehen, das schien ihm früher immer als der Gipfel männlicher Erbärmlichkeit, und mit Ekel wandte er sich ab, wenn ihm solche Verhältnisse begegneten, sei es im Leben, sei es im Roman oder auf dem Theater. Und nun sah er mit Grauen, wie die verworfenste Erbärmlichkeit auch für ihn noch eine zauberische Anziehungskraft hatte, wie sie ihn lockte mit verführerischen Bildern und süßen Gaukeleien. Ja, es lockte ihn mit dämonischer Kraft, sich demütigen und treten zu lassen wie ein Hund, es lockte ihn, Schande und Schmach auf sein Haupt zu häufen, verworfen zu sein und verachtet, um nur bei ihr, mit ihr sein zu dürfen; denn er liebte diese Frau, und das war ihm nie klarer zum Bewußtsein gekommen als nun, da er sie sich verloren sah.

Der starke Mann, den noch nie jemand die Herrschaft über sich selbst verlieren sah, hier in der Einsamkeit der Nacht, biß er sich die Lippen wund, um seine innere Bewegung zu meistern, und er konnte es doch nicht. Schließlich sank sein Haupt schwer nieder auf den Arm, den er vor seinem Tische sitzend auf die Platte desselben gelegt hatte, und von keinem Sterblichen gesehen rannen ihm die Thränen in den Bart, die ersten, die er seit den Tagen seiner Kindheit vergossen – Urbany weinte. – –

Über alles Leid hinaus machte sich aber auch in der tiefsten Erschütterung bei ihm doch immer wieder das Gefühl für seine Ehre und für seine persönliche Würde geltend. Er war ein Aristokrat, und er war mit den Vorurteilen eines solchen aufgewachsen, es konnte für ihn, auch wenn ein falscher Ehrbegriff in Frage kam, niemals einen Moment des Zauderns geben, wie nun hier, wo nicht ein Standesvorurteil, sondern die allgemein menschliche, jedem Manne eingeborene Empfindung für Ehre und Schande so grausam erregt ward.

Es mochte verführerisch sein, alles zu tragen, nur um sie nicht ganz verlieren zu müssen, an der sein Herz mit so qualvoller Hingebung hing, es war ihm dennoch keinen Augenblick zweifelhaft, daß nun die Trennung erfolgen müsse, und nicht darüber grübelte er, ob die Trennung überhaupt stattfinden, sondern wie sie vollzogen werden solle. Den Gedanken, sie zu strafen, die ihm alles zerstört, was Freude war in seinem Leben, den hatte er gleich aufgegeben; den hatte er nicht einmal ernstlich gefaßt. Auch die Wollust, die für ihn in der Vorstellung lag, ihren Mitschuldigen die ganze vernichtende Wucht seines Grimmes und seiner Rache fühlen zu lassen, wies er von sich. Er durfte keinen Schritt thun, durch welchen die leiseste Handhabe zu einem Argwohn für die Welt gegeben werden konnte. Kein Schatten durfte auf die Ehre seiner Frau fallen; denn dieser Schatten hätte seine eigene Ehre befleckt. Kein Mensch, auch die beiden Schuldigen nicht, durften jemals ahnen, daß er Kenntnis habe von dem Verrate. Es war *seine* Entwürdigung, wenn ein Mensch davon erfuhr, und er war entschlossen, sein Leben nicht weiter zu tragen, wenn seine Schande ruchbar werden sollte.

Ein sofortiger Bruch hätte gewaltiges Aufsehen machen und die Welt auf die richtige Spur leiten müssen. Erst mußte Rummel von Wien weggebracht werden. Urbany hatte Verbindungen mit dem englischen Hofe. Er konnte es einrichten, daß der Maler dorthin berufen, dort mit Arbeiten überhäuft und Monate – vielleicht ein Jahr lang festgehalten würde. Erst wenn dieser von der Bildfläche verschwunden sein, und kein Mensch mehr in Wien an ihn denken würde, sollte die Scheidung erfolgen, zu welcher Urbany selbst den offenkundigen Anlaß bieten würde. Es wird immer und in jedem Betracht besser sein, wenn er vor der Welt als der Schuldige erscheint. Die Gesellschaft wird sich darüber leichter beruhigen, und jedenfalls bleibt ihm das beschämende Mitleid erspart und die noch beschämendere Genugthuung der ganz Klugen und Wohlwollenden, die da alle es im vorhinein werden gewußt haben

wollen, daß eine solche Verbindung nie und nimmer habe zu einem guten Ende führen können. Das Ende war freilich auch so kein gutes, aber die Gesellschaft wird sich leichter dabei beruhigen, und die Gesellschaft wird ihm leichter verzeihen, wenn er der Schuldige ist, als wenn er unschuldig wäre. Er kannte die Gesellschaft, und er beurteilte sie richtig. –

2390 Als er am nächsten Morgen Fritzi wiedersah, da bedurfte er all seiner seelischen Kraft, um nicht wild und verzweifelt hervorbrechen zu lassen, was in ihm tobte. Jede Spur der überstandenen Krankheit war getilgt; ihre Erscheinung war blühender und glänzender denn je, und ein Zug frauenhafter Milde war in das Bild geraten statt des früheren kecken Jugendmutes, der ihr sonst wohl aus den Augen strahlte. Und nie war sie verführerischer gewesen als nun, da sie bei der ersten Begrüßung ihm gegenüberstand, scheu und zitternd und mit Thränen in den Augen. Sie hatte schon am
2395 Abende vorher erfahren, daß er zurückgekehrt sei und zugleich auch, daß er sich eingeschlossen habe und niemanden, auch sie nicht, zu sich lassen wolle. In banger Sorge hatte auch sie die Nacht durchwacht; sie hatte das Gefühl, daß ein Unglück, ein großes Unglück geschehen sei, und sie ward gemartert durch die grausame Ungewißheit.

Nun stand sie vor ihm, gewärtig der Aufklärung, und die Thränen schossen ihr in die Augen, als er sie mit erzwungenem Lächeln begrüßte und sich mit nichtssagenden Klagen über Kopfschmerzen ausredete, die ihn
2400 gezwungen hätten, sich zurückzuziehen. Im Innersten gekränkt über den Mangel an Vertrauen, der ihr da so unverhüllt an den Tag gelegt wurde, wollte sie sich wortlos zurückziehen, aber bevor sie noch bei der Thüre war, überwältigte sie das unerwartete Leid, das ihr nun geworden war statt des so freudig und so heiß ersehnten Glückes, das seine Wiederkehr bringen sollte.

Sie sank vor der Thüre auf einen Stuhl und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Urbany trat zu ihr hin. Was auch in
2405 ihm vorgehen mochte, er konnte ein Weib, er konnte *sie* nicht weinen sehen.

»Mußt dich nicht so aufregen, Fritzi,« sagte er, und – die menschliche Natur ist unergründlich – es vibrierte ein Ton von Zärtlichkeit dabei in seiner Stimme. »Mußt dich nicht aufregen, wir brauchen beide ruhig Blut.«

»Was ist geschehen, Rudolf?!« rief Fritzi unter Thränen und die Hände ringend. »Dir ist ein Unglück widerfahren, und du verschweigst es mir. Rudolf, rede, sprich, sage, was geschehen ist. Lasse mich meinen Teil tragen!«

2410 »Du machst dir unnötige Sorgen, Fritzi, es ist nichts.«

»So speist man nicht einmal ein Kind ab, Rudolf! Wenn du mich liebst – oh, das ist's, du liebst mich nicht, nicht mehr; sonst müßtest du anders sein mit mir. Rudolf, laß mich nicht nur dein Spielzeug sein, lasse mich wissen, daß ich deine Frau bin. Glaube, daß ich auch den Ernst des Lebens kenne. Gieb mir die Hälfte deines Kammers und deiner Sorgen zu tragen. Was es auch sei, Rudolf, wir werden es tragen!«

2415 Urbany zuckte schweigend die Achsel. Wenn das Komödie war, so war sie nicht schlecht gespielt!

»Ich wiederhole dir, daß es nichts ist,« sagte er ruhig. »Dringe nicht weiter in mich, die ganze Sache ist's nicht wert. Ich darf auch einmal verstimmt sein, ohne daß man das gleich so tragisch zu nehmen braucht.«

»Verstimmt nennst du das?« entgegnete nun Fritzi mit schmerzlicher Bitterkeit. »Drei lange Wochen habe ich dich nicht gesehen. Wie habe ich die Stunde unseres Wiedersehens ersehnt, und –«

2420 »s ist gut, Fritzi,« unterbrach er sie kurz und schroff. »Keine Szenen! Ich liebe das nicht.«

Fritzi trocknete ihre Thränen und erhob sich.

»Rudolf,« sagte sie sich noch einmal bezwingend, »dir ist ein Unglück zugestoßen, und du sagst es nicht. Hast du Verluste gehabt?«

»Nein!«

2425 »Rudolf, verbirg's nur nicht. Wir sind vielleicht verarmt. Rudolf, ich würde es leicht tragen, wenn du gut bist mit mir. Ich bin es von früher her gewöhnt, arm zu sein, und du wirst dich mit mir hineinfinden, du wirst sehen. Das ist nicht das größte Unglück, wahrhaftig nicht.«

»Du phantasierst, Fritzi,« entgegnete Urbany ungeduldig. »Ich habe von keinem Unglück zu berichten. Wir fahren nachmittag zusammen in den Prater oder in die Freudenau zum Rennen, das wird dich auf andere Gedanken bringen.«

2430 »Noch eins lasse mich fragen, Rudolf,« fuhr Fritzi beharrlich fort. »Habe ich dir etwas gethan? Sollte ich etwas begangen haben, so mache mich aus, aber dann sei wieder gut. Gern und mit Absicht habe ich dir ja nicht wehe gethan, Rudolf, und wenn es unabsichtlich geschah, kann es ja nicht unverzeihlich sein. Ich weiß, ich habe dich gequält und dir das Leben verbittert, aber da war ich krank, und da war mir alles zuwider auf der Welt, und ich dachte, du hättest mir das schon verzeihen in meiner langen Krankheit. Und wenn es noch das ist, – du wirst sehen, ich werde
2435 es wieder gut machen. Ich werde geduldig sein und nicht mehr so trotzig und so mürrisch, ich bin ja wieder gesund, und es thut mir nichts mehr weh. Du wirst sehen, ich werde wieder brav sein. Verzeih' mir, Rudolf, und sei wieder

gut!«

Sie sah ihm dabei bittend und demütig in die Augen, und durch den Wolkenflor des Kummers wollte schon die Sonne des Glückes einen voreiligen Strahl senden. Er konnte ja nicht starr und unbewegt bleiben, wenn sie so bat, wo sie es
2440 so ehrlich meinte mit ihrer Bitte.

Urbany konnte das nicht länger ertragen. Er raffte sich zusammen, gleichsam um alles Böse, das auf ihm lastete, abzuschütteln, und dann verließ er wortlos das Zimmer. Fritzi blickte ihm nach, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Das Glück war dahin, und es galt nun, sich in die neue, schmerzliche Fügung der Dinge zu schicken. Jetzt zum erstenmal seit dem Bestand ihrer Ehe gelangte Fritzi zum vollen Bewußtsein aller ihrer Pflichten als Frau. Das
2445 Leben zeigte sich ihr in seiner Wirklichkeit nicht so von einem rosigen Schimmer verklärt, wie sie sich das geträumt hatte, und sie sah nun, daß sie es auch nicht besser haben solle als Tausende und Millionen anderer Frauen.

Urbany liebte sie entweder nicht mehr oder nicht tief und redlich genug, um seine Sorgen mit ihr zu teilen. Auf diese Sorgen hatte sie aber ein Anrecht, und wenn sie die Liebe schon missen sollte, so wollte sie doch seine Achtung erzwingen. Daß ihr das gelingen sollte, das schwor sie sich zu. Den Untergrund für ihre eigene Liebe bildete ein tiefes
2450 und festbegründetes Achtungsgefühl für die ehrliche, treue, großherzige Natur Urbanys, und wenn er sie nicht mehr liebte, seine Achtung mußte sie notwendig haben als Grundlage für die eigene Selbstachtung und für alle weitere Existenz. Wenn sie die nicht gewann, dann war sie ihm nur die Mätresse gewesen, die abgedankt wird, wenn man ihrer überdrüssig geworden. Dem Wesen nach standen für sie die Dinge so, wenn auch für die Form durch den Segen der Kirche in ausreichender Weise gesorgt war. Urbany sollte es inne werden, daß er eine Frau im Hause, eine
2455 Hausfrau habe, daß es einen guten Geist im Hause gebe, der still und unaufdringlich für ihn sorgt und schafft und waltet.

Und Urbany bemerkte das auch; er spürte es an tausend kleinen Zügen, daß für ihn in stiller, ganz unaufdringlicher, aber liebevoller Art gesorgt wurde, er spürte das Walten der Frau im Hause. Fritzi trug ihren Kummer wie ein unabwendbares Schicksal, und sie trug ihn für sich, still und demütig. Es kam kein Wort der Klage über ihre Lippen,
2460 und wenn Urbany sie sah, bemühte sie sich heiter zu scheinen, um ihm sein Heim nicht zu verleiden. Er sah sie jedoch wenig und widmete sich ihr wenig, umsomehr Zeit blieb ihr, für ihn zu denken und zu sorgen im Hause.

Eine schwere Stunde hatte Urbany, als er Rummel zum erstenmal wiedersah. Er brachte es im Verfolge seiner einmal gefaßten Absicht mit übermenschlicher Selbstüberwindung dahin, ihm die Hand zu reichen und möglichst unbefangen mit ihm zu reden, aber Rummel ging doch achselzuckend von ihm und machte sich im stillen seine Gedanken über
2465 den doch unausrottbaren Hochmut der Aristokraten, die sich einmal in Vertraulichkeiten gefallen, um sich schließlich dann doch wieder auf das hohe Roß zu setzen. –

So sehr nun auch Urbany jede Gelegenheit mied, mit Fritzi in Berührung zu kommen, so hielt er doch darauf, sich täglich mit ihr in der Öffentlichkeit zu zeigen. Es verging kein Tag, ohne daß er mit ihr in der Hauptallee des Praters oder bei dem Rennen in der Freudenau gesehen worden wäre. Fritzi war immer, seinem Wunsche entsprechend, mit
2470 besonderer Sorgfalt toilettiert; er war ihr gegenüber aufmerksam und trug eine heitere Miene zur Schau, und kein Mensch, der die beiden so sah, hätte ahnen können, daß diese zwei Leute ein verdorbenes, zerstörtes Glück spazieren führen.

* * *

2475

Zwölftes Kapitel.

Fürst Mönchs Dorf, der Präsident des Turf-Klubs, saß bei Urbany im Zimmer. Er zündete eine ihm angebotene
2480 Zigarre umständlich an und überlegte dabei, wie er sein Sprüchlein vorbringen sollte. Urbany sah es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe, und er wartete schweigend, bis sein Gast der Verlegenheitspause ein Ende machen werde. Es schien ihm zwecklos, durch einige gleichgiltige Redensarten abzulenken von der zu erwartenden Hauptsache.

»Sage 'mal, Urbany,« begann endlich der Fürst, indem er prüfend das Deckblatt seiner Zigarre besah, »darf man ein
2485 offenes Wort mit dir reden, ein ehrliches, offenes Wort, und wenn es auch gerade kein angenehmes sein sollte für dich?«

Urbany bedeutete ihm durch eine Gebärde, daß er sprechen möge.

»Die Sache ist nicht so einfach,« fuhr der Fürst fort, und er strich sich mit der Hand über die hohe Stirne und ließ dann seine Finger an seinem stattlichen blonden Kotelettebart hinabgleiten. »Durchaus nicht einfach, und ich riskiere dabei,

daß du sterbensbös wirst auf mich, aber schließlich – es giebt Fälle, wo man als Freund und Edelmann, und ganz
2490 besonders als Freund, die Pflicht, ja wohl die Pflicht, hat, zu sprechen.«

Urbany trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte.

»Die Ehre meiner Freunde,« setzte der Fürst bedächtig fort, »ist mir ebenso heilig wie meine eigene, und wenn du mir auch zürnen solltest, Urbany, es war für mich doch Ehrenpflicht, mit dir zu reden.«

»So rede,« ermunterte ihn Urbany, »ich erteile dir im vorhinein Absolution!«

2495 »Also gerade heraus: Urbany, wie steht es mit deiner Frau?«

Urbany wollte aufspringen, aber er bezwang sich. Einen Augenblick überlegte er, sein Gegenüber drohend ansehend, ob er ihm verbieten sollte fortzufahren, aber dann hielt er es doch für unklug und für unwürdig, dem Strauße gleich den Kopf zu verstecken bei nahender Gefahr.

2500 »Was soll die Frage?« entgegnete er. »Sage, was du zu sagen hast, und ohne Umschweife. Denn jetzt, nachdem du einmal so begonnen, mußt du reden.«

»Du darfst nicht auffahren, Urbany,« sprach der Fürst langsam und jedes Wort abwägend weiter. »Ich bin als Freund zu dir gekommen, um eine wichtige Sache in aller Ruhe mit dir zu besprechen. Ich hatte meine Gründe, so zu fragen. Du verweigerst zwar die Antwort, gut, aber das enthebt mich nicht der Pflicht, dir reinen Wein einzuschenken. Ich habe diese Pflicht als dein Freund und – als der Präsident unseres Klubs. Du begreifst?«

2505 Urbany hörte aus diesen bedächtigen Worten etwas wie eine Drohung heraus, und er sah dem Fürsten so stolz und von oben herab ins Auge, daß dieser verwirrt den Blick senkte.

»Verstehe mich nicht falsch, lieber Freund,« lenkte der Fürst ein.

»Die Gründe!« rief Urbany kurz und bestimmt.

2510 »Ich bin bei ihnen. Es war am Tage der Trial-Stakes – ich beglückwünschte dich zu der ›Gräfin‹, sie lief ein großes Pferd, als sie das Rennen im Canter landete – du gabst Rawlinson gerade die letzten Instruktionen für den Ritt, – sie haben sich für die speedige Stute großartig bewährt –«

»Erzähle mir nicht von den Rennen!« unterbrach ihn Urbany mit stets wachsender Ungeduld.

2515 »Also deine Gemahlin war für einige Minuten ohne Begleitung. Sie stand da im Aktionärraum und stieß mit ihrem Sonnenschirm winzige Löcher in den Sand um ihre winzige Fußspitze, – ein entzückendes Bild! – Sei nur nicht ungeduldig, ich bin schon bei der Sache. – Da machte es sich nun, daß gerade der junge Buschendorf, in einer Kolonne aufmarschiert mit den drei Andritz-Mädeln, denen er den Hof machte, an ihr vorbeimarschierte. Das folgende hat man nun allerdings sehen müssen! Der Buschendorf erblickt die Gräfin, deine Gemahlin, hebt die Hand ein bischen, nicht einmal bis zum Hut hinauf, und ruft, offenbar um den Andritz-Mädeln eine Freude zu bereiten, in unglaublich legerem Ton zu ihr hinüber: »Grüß dich Gott, Fritz!« Weißt, Urbany, die Gräfin, deine Gemahlin ist ja
2520 früher einmal wirklich Schauspielerin gewesen, aber das ist ja jetzt längst vorbei, jetzt ist sie deine Gemahlin, und – ich gebe dir mein Wort, – nicht einmal eine Ballettänzerin aus der vierten Quadrille grüßt man so. Man grüßt sie eben entweder gar nicht, oder man grüßt sie anständig.«

»Erzähle weiter!« bat Urbany mit merkwürdiger Ruhe.

2525 »Na, du kannst dir denken, daß ich wütend war, wie ich das gesehen habe. Eine solche Unverschämtheit ist mir ja überhaupt noch nie vorgekommen. Die Komtesseln blickten starr nach deiner Frau hin, eigentlich durch sie durch, – denn sie war ihnen Luft. So hören manchmal junge Mädchen nicht, wenn zufällig in ihrer Gegenwart etwas Unziemliches gesprochen wird, was sie nicht hören sollen.«

»Und meine Frau? Was that sie?«

2530 »Oh, die war einfach großartig in jenem Moment! Sie hob nur den Kopf etwas, um sich erstaunt umzusehen, ob denn wirklich jemand im Aktionärraum sei, den man so grüßen dürfe, – denn für sie konnte der Gruß unmöglich bestimmt sein. Für sie war wieder der Buschendorf – Luft!«

»Buschendorf ist ein alberner Junge!«

»Das sage ich auch; die Geschichte ist aber noch nicht aus!«

»Noch nicht aus?«

2535 »Nein, das Beste, d. h. das Schlimmste, kommt erst noch!«

Urbany hörte sehr ruhig zu. Was immer auch kommen mochte, das sah er jetzt schon, auf der richtigen Fährte war doch kein Mensch, und das war das Wichtigste.

»Ich überlege also,« sprach der Fürst weiter, »einige Tage, – du weißt, Urbany, ich bin ein langsamer Denker, ein schlechter Starter, aber dann ein zäher Finisher, – ich überlege also einige Tage, ob ich dir nicht von dem
2540 Vorgefallenen Mitteilung machen müsse, da wies sich Buschendorf im Klub mit einem Rendez-vous aus, das ihm deine Frau bewilligt hatte.«

»Unsinn!« sagte Urbany kurz und ohne die geringste Gemütsbewegung zu verraten.

»Ich hätte es auch nicht geglaubt, wenn – wenn sich eben Buschendorf nicht ausgewiesen hätte. Ich habe das Billet mit eigenen Augen gesehen!«

2545 »Ein Billet von meiner Frau?«

»Von deiner Frau!«

»Was enthielt es?«

»In aller Form die Bestimmung eines Stelldicheins.«

»Aber das ist doch alles helllichter Blödsinn!«

2550 »Ich habe die Karte selbst gesehen. Die Handschrift kann ja gefälscht gewesen sein, – aber so etwas thut Buschendorf doch nicht. Bei der Angabe der Stunde war noch ausdrücklich bemerkt, daß du nicht zu Hause sein würdest.«

Urbany starrte vor sich hin. Wie flink Fritzi dabei war, die Feder in die Hand zu nehmen! Eine Frau, die Grundsätze hat im Betrügen und Erfahrung dazu, die schreibt nicht. Schon wieder ein Brief, ein Zeugnis von ihrer Hand! Er mußte lächeln über ihre enorme Ungeschicklichkeit. Das versöhnte ihn fast mit ihr.

2555 »Nun sage selbst, Urbany,« nahm der Fürst das Wort wieder auf, »ob es nicht meine Pflicht war, mit dir zu reden?«

»Gewiß, gewiß,« gab Urbany bereitwillig zu, »und ich bin dir sehr zu Dank verpflichtet.«

»Was gedenkst du nun zu thun? Es ist selbstverständlich, daß du auf mich zählen darfst.«

»Ich danke dir. Was ich zu thun gedenke? Zunächst will ich Klarheit bringen in diese ungeheure Albernheit, dann wollen wir weitersehen.«

2560 Er drückte auf den Elfenbeinknopf an der Tischecke und rief dem sofort eintretenden Lakaien entgegen:

»Ich lasse die Gräfin herüberbitten; Se. Durchlaucht Fürst Mönchsdorf sei zu Besuch da.«

Der Fürst fuhr erschreckt auf, als der Lakai lautlos verschwunden war.

»Du wirst doch um Gottes Willen nicht in meiner Gegenwart eine Scene machen wollen?! Urbany, bedenke, was du thust, und verliere den Kopf nicht!«

2565 »Sei beruhigt, ich werde den Kopf nicht verlieren, und ich werde keine Scene machen. Wir werden erfahren, was an der Sache ist, und es ist mir sehr angenehm, daß du dabei bist, wenn wir meine Frau jetzt mit dieser Affaire überfallen. Du wirst gleich selbst beurteilen können, ob sie uns anlügen und sich durch irgendwelche erdichtete Ausreden aus der Schlinge ziehen will.«

»Ich finde es doch grausam, – in Gegenwart eines Dritten –«

2570 »Im Gegenteil,« antwortete Urbany stolz, »es wäre grausam, ihre Rechtfertigung nicht in Gegenwart eines Zeugen entgegenzunehmen.«

»Wie du glaubst,« räumte der Fürst ein, den Schultern und den Augenbrauen einen Ruck nach oben gebend.

Fritzi trat ein, und der Fürst begrüßte sie ehrfurchtsvoll, aber im geheimen betrachtete er sie doch mit jenem verdoppelten Interesse, das nun einmal die Männer jenen Frauen widmen, bei deren Reputation nicht alles ganz in der
2575 Ordnung ist.

»Komm her, Fritzi,« sagte Urbany in seiner freundlichen und ruhigen Art, »setze dich zu uns. Wir haben eine kleine Auseinandersetzung mit einander. Sage, was hast du mit dem jungen Buschendorf?«

Der Fürst saß ganz erschrocken da, als er wahrnahm, wie Urbany so ganz ohne Umschweife und ohne alle diplomatische Kunst auf den Kern der Sache einging. Fritzi sah erstaunt auf und richtete unwillkürlich einen Blick auf
2580 den Fürsten.

Urbany verstand die stumme Beredsamkeit dieses Blickes, und er beantwortete auch gleich die Frage, die sich in demselben ausdrückte.

»Ich weiß,« sagte er, »es würde sich besser ziemen, solche Erörterungen unter vier Augen zu pflegen, aber ich habe einen besonderen Grund zu wünschen, daß auch Se. Durchlaucht, unser Freund, aus erster Hand die Wahrheit in

2585 dieser Sache erfahre. Also sprich dich getrost aus.«

Im ersten Augenblick wollte sich der alte stolze Trotz in Fritzi regen, und sie wollte jede Antwort verweigern, aber es war nur ein Augenblick; es war das letzte Aufflackern einer Flamme, die sie selbst schon erloschen gewöhnt. Dann erlosch sie wirklich, – Fritzis Trotz war dahin; die Leiden hatten ihn gebrochen, und nun hatte sie kein anderes Ziel mehr als zu dulden, in stiller Ergebung zu tragen, was ihr das Schicksal auferlegt. Urbanys Wesen hatte sich geändert; das war ihr Kummer, und der Kummer hatte sie milde gestimmt. Sie wollte lieber alles über sich ergehen lassen, als ihren Mann nun noch zu reizen und gegen sich aufzubringen.

»Ich habe dem Buschendorf geschrieben, er solle mich besuchen«, antwortete sie einfach auf Urbanys Aufforderung.

»Ah?!« rief Urbany erstaunt.

»Aha!« dachte sich der Fürst.

2595 »Ich habe ihm auch geschrieben,« fuhr Fritzi ruhig fort, »er möchte kommen, wenn du nicht zu Hause seiest.«

»Aber, das ist doch seltsam,« nahm Urbany das Wort, »das bedarf doch einer Aufklärung.«

»Ich wollte nicht, daß du etwas davon erführest, Rudolf.«

»Warum denn nicht, in aller Welt?!«

2600 »Ich dachte, du würdest dich vielleicht ärgern, und ich wollte dir den Verdruß ersparen. Du hättest vielleicht eine große Affaire daraus gemacht, und dazu war mir dieser Mensch doch nicht gut genug.«

»Ah?!« rief jetzt der Fürst erstaunt.

»Aha!« dachte sich Urbany.

»Ich traute mir schon selber zu,« fuhr Fritzi fort, »allein und ohne deine Hilfe mit ihm fertig zu werden.«

2605 »Das war nicht ganz klug und vielleicht etwas unvorsichtig gehandelt, Fritzi. Doch weiter, – laß uns den ganzen Zusammenhang wissen.«

»Du weißt, daß Buschendorf mich schon vor meiner Verheiratung duzte, ebenso wie du selbst. Wenn er nun Taktgefühl gehabt hätte, so hätte er sein Vorrecht fallen gelassen in dem Momente, da ich deine Frau wurde; statt dessen machte er von diesem Rechte auch noch weiterhin einen recht unbescheidenen Gebrauch. Als nun noch dazu kam, daß er mich neulich auf dem Rennplatze mit ganz ungehöriger Vertraulichkeit grüßte, da glaubte ich, mit dem Menschen einmal selber reden zu müssen, um ihm meine Meinung zu sagen. Schreiben konnte ich ihm ja doch nicht alles, was ich sagen wollte, und dich wollte ich um keinen Preis in diese abgeschmackte Angelegenheit verwickeln.«

»Aber ich bin doch dein natürlicher Beschützer!«

»Wo ich mir nicht selber helfen kann, aber diesem Menschen fühlte ich mich doch noch gewachsen, und er ist doch wirklich zu unbedeutend, als daß du seinetwegen hättest behelligt werden sollen.«

2615 »Diese Auffassung ist vielleicht nicht ganz richtig. Doch wie ging's weiter, ist er gekommen?«

»Er war hier, und ich habe ihm meine Meinung gesagt.«

»Erzähle uns auch das, Fritzi.«

»Zunächst verbot ich ihm, mir noch weiterhin du zu sagen, und dann untersagte ich ihm, mich überhaupt noch jemals zu grüßen.«

2620 »Und – er?«

»Er versuchte es, sich mit einigen albernen Scherzen aus der Schlinge zu ziehen.«

»Und dann?«

»Dann habe ich ihn hinausgeworfen.«

»Hinausgeworfen?!«

2625 »Ich läutete dem Diener und befahl ihm, diesem Herrn den Hut zu reichen. Ich hätte ihn die Treppe hinunterführen lassen, wenn er nicht sofort freiwillig gegangen wäre.«

Urbany sah zu dem Fürsten hinüber; dieser erhob sich und sagte, Fritzi die Hand küssend, »Frau Gräfin, mein Kompliment! Sie haben eine großartige Haltung gezeigt!«

2630 Urbany lächelte ihr zu; es that ihm doch wohl, daß Fritzi vor dem Dritten da, dem Fremden, sich so gut behauptet hatte. Der Fürst würde nun den Ruf ihrer Musterehe nur noch fester begründen, und um so sicherer würde dann

niemand auf den wahren Grund der Trennung kommen.

»Ich danke dir, Fritzi,« rief Urbany darauf seiner Gemahlin zu. »Deine Mitteilungen waren uns sehr wichtig und sehr interessant; nicht wahr, Mönchsdorf, sehr interessant?!«

Der Fürst beeilte sich, durch lebhaftes Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen zu geben.

2635 Fritzi fühlte, daß ihre Anwesenheit nicht länger gewünscht werde, und zog sich wieder zurück. Bei der Thüre hemmte sie noch einmal den Schritt, und es drängte sie, ihren Mann wiederholt zu bitten, die abgethane Sache nun auf sich beruhen zu lassen, aber dann überlegte sie doch, daß er ungeduldig und ärgerlich werden könnte, und sie beschloß, ihre Bitte erst, wenn der Gast sich entfernt haben würde, vorzubringen.

»Nun? Wie findest du das?« fragte Urbany den Fürsten, als Fritzi die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

2640 »Eine beispiellose Büberei! Der Mensch wird hinausgeworfen, – ich bitte, hinausgeworfen! – und er thut so, als wenn er ein süßes Rendez-vous gehabt hätte. Da hört doch alles auf!«

»Vieles läßt sich durch Dummheit entschuldigen –« begann Urbany nachdenklich.

»Ach, lasse mich aus mit der Dummheit! Der Kerl ist gar nicht so dumm, wie er sich stellt!«

2645 »Vieles! Aber es steckt in dem Vorgehen doch auch so viel Nichtswürdigkeit, daß die ihm wirklich zuzurechnenden Milderungsumstände seiner nicht gewöhnlichen Dummheit ihm dieses Mal nicht zu gute gerechnet werden können.«

»Was gedenkst du zu thun, Urbany?«

»Das überlege ich gerade.«

»Ich glaube, daß das nicht mehr zweifelhaft sein kann!«

»Ich bin noch durchaus nicht einig mit mir!«

2650 Der Fürst blickte erstaunt auf. Urbany war noch nicht einig mit sich! Es ist doch unglaublich, wie die Leute in eigenen Angelegenheiten oft den Kopf verlieren! Urbany, so ein klarer Kopf sonst, war hier noch nicht einig mit sich. Der Fürst fühlte sich als Freund – er war heute schon drinnen in den Freundesmissionen, – er fühlte sich also als Freund verpflichtet, dem Grafen zu Hilfe zu kommen.

»Du wirst dich doch mit ihm schlagen müssen, Urbany!« sagte er mit wohlwollender Mahnung.

2655 »Darüber denke ich eben nach.«

»Bei gewissen Dingen darf es kein Nachdenken geben,« sprach der besorgte fürstliche Freund. »In allen Ehrenfragen darf es kein Besinnen geben, – da muß man den geraden Weg fortgehen – usque ad finem!«

»Natürlich!« erwiderte Urbany zerstreut und dachte weiter nach.

2660 »Ich bin sonst nicht für das unbedingte Losgehen um jeder Albernheit willen. Wir haben in der letzten Zeit auch viel Malheur gehabt. Denke nur, wie der arme Prinz Chlodwig zu Rodaun – es war doch schade um den guten Jungen, – und der junge Lubinsky, – du kennst ja die tragischen Fälle so gut als ich. Ich bin also durchaus nicht für das Raufen um nichts, aber wo die Ehre gebietet, da darf es kein Überlegen geben!«

2665 Urbany fühlte sich von dem Geschwätz seines fürstlichen Gastes etwas gelangweilt. Er war zwar auch nicht fremd den Anschauungen der aristokratischen Gesellschaft, in welcher er lebte, aber über die Leutnants-Ehrbegriffe von zweifelhafter Reife, die den Fürsten noch mit solcher Andacht erfüllten, fühlte er sich doch einigermaßen erhaben.

»Es wird doch nicht anders gehen«, sagte Urbany nach einer Weile der Überlegung; »ich werde mich mit ihm schlagen müssen.«

»Natürlich!« pflichtete der Fürst eifrig und aus ehrlicher Überzeugung heraus bei.

»Es ist nicht so natürlich, wie du glaubst«, entgegnete Urbany, »und ich thäte es lieber nicht.«

2670 »Aber, liebster Urbany! Es muß sein, glaube mir und erlaube hier mir, dem Freunde, für dich zu sorgen.«

»Ich sehe es ein, – die Niedertracht ist zu groß; ich darf ihn nicht laufen lassen, – aber ein solcher Gegner!«

»Er ist von gutem Adel, und jeder Kavalier kann sich unbedenklich mit ihm schlagen!«

2675 »Leider! Es ist eine sehr dumme Geschichte. Der Mensch wird förmlich rehabilitiert, und er gewinnt ein gewisses, ganz unverdientes Ansehen, wenn ich mich mit ihm schlage, aber auch das wäre Nebensache. Viel wichtiger ist das Bedenken, daß ich mich da für die Ehre meiner Frau schlagen soll. An diese Ehre darf sich keine Verdächtigung heranwagen. Du siehst, wie der Laffe erbärmlich betrogen hat, um sich ein Ansehen zu geben. Wenn ich mich nun wirklich mit ihm schlage, wer schützt mich davor, daß nicht dieser oder jener im geheimen doch davon munkelt, daß

ich als betrogener Gatte einen zureichenden Grund gehabt habe, den Rächer meiner Ehre zu spielen.«

»Ich glaube, daß den Leuten die Lust vergehen wird, sich an dich heranzuwagen.«

2680 »In Gottes Namen denn, mache die Sache ab; morgen früh muß sie erledigt sein. Nimm dir den langen Györy zum Partner, – du findest ihn jetzt beim Billard im Klub, und bringe alles ins reine. Ich erwarte heute abend Nachricht von euch; Entschuldigungen werden nicht angenommen.«

Der Fürst atmete erleichtert auf und empfahl sich.

2685 Kaum hatte er sich entfernt, als auch schon Fritzi wieder bei Urbany eintrat. Sie sah ängstlich zu ihm empor und ward noch verschüchterter, als sie bemerkte, wie er unwillig über ihr Erscheinen die Stirne runzelte.

»Rudolf,« begann sie leise, »ich habe eine Bitte an dich; aber erst sage mir, ob du böse auf mich bist.«

»Weshalb sollte ich böse sein?« erwiderte er lächelnd. »Du hast dich ganz gut benommen.«

2690 »Ich habe es nicht schlimm gemeint, als ich dir die Sache verschwieg. Er ist es wirklich nicht wert, daß du dich mit ihm abgiebst. Und darum wollte ich dich auch jetzt bitten. Lasse den Zwischenfall erledigt sein, wie ich ihn erledigt habe.«

»Er ist so gut wie erledigt.«

»Rudolf, du wirst dich nicht schlagen mit ihm; versprich mir das?«

»Wer spricht von einem Duell? Und dann, Fritzi, – merke wohl auf. Wenn sich je für derlei der Fall ergeben sollte, so muß es ganz ausgeschlossen bleiben, daß da eine Frau sich dazwischen stellt, um etwas verhindern zu wollen!«

2695 »Eine Frau, Rudolf! Ich bin *deine* Frau! Ich habe ein Recht, dich zu bitten. Rudolf, thue mir das nicht an. Wenn du mich liebst, Rudolf, wenn du mich je geliebt hast –«

Sie konnte nicht weiter und sank schluchzend zu seinen Füßen nieder. Er faßte sie sanft bei der Hand und hob sie auf.

2700 »Du bist ein Kind, Fritzi! Du siehst Gefahren und Gespenster, wo keine sind.« Und damit führte er sie in ihr Zimmer, um sie gleich wieder zu verlassen. Noch einen flehenden Blick wandte sie ihm zu, er aber antwortete mit einem Scherz.

»Und wenn das allergräßlichste wahr wäre, – hältst du so wenig von mir, daß du glaubst, dieser furchtbare Buschendorf werde mich gleich zermalmen?«

* * *

2705

Dreizehntes Kapitel.

2710 **B**uschendorfs Zeugen hatten dem Fürsten, gar nicht bedenkend, wie respektswidrig das sei, einfach ins Gesicht gelacht, als er, auf die Schwere des Falles verweisend, darauf bestehen zu müssen erklärte, daß geschossen werde. Die Pistole als Waffe in einem Duell, bei dem Urbany mitthun sollte, – der Gedanke war in der That komisch. Das hieß verlangen, daß man hilfreiche Hand zu einem Morde biete. Der Fürst hatte gut darauf hinweisen, daß der Beleidiger sich das wohl früher hätte überlegen müssen, daß dem Beleidigten – und sie waren übereingekommen, daß das Recht des Beleidigten Urbany zukomme – die Wahl der Waffen zukomme. Die gegnerischen Vertreter erklärten einmütig 2715 und ohne Besinnen, daß sie lieber ihre Mission mit einem entsprechenden Protokoll in die Hände ihres Auftraggebers zurücklegen wollten, als sich dazu herbeilassen, zu einem solchen Zweikampfe ihre Zustimmung zu geben. Und die Zeugen waren mit ihrer Weigerung im Rechte.

2720 Urbany war ein Pistolenschütze, der sich einer europäischen Berühmtheit erfreute. Er war der einzige ernsthafte Nebenbuhler Schulhofs, mit dem er auf der Wiener Schießstätte auf sechshundert Schritte nach der Scheibe um die Wette schoß. Er war neben dem Maler Canon der einzige Schütze in Österreich, der, auf den Jagden des Kronprinzen, selbst die Gemse mit der Pistole anging. Und er traf sie gewöhnlich aufs Blatt, und von jedem solchen Schusse mußte der hohe Jagdherr, wenn er nicht selbst mit anwesend war, telegraphisch verständigt werden.

2725 Der Fürst wendete zwar ein, daß auch Canon, ebenfalls ein Champion im Pistolenschießen, kurz vorher ein Pistolenduell mit dem Maler Stiegler bestanden und dabei seinen Mann gefehlt habe, aber die Analogie ließ man nicht gelten. Canon sei ein leidenschaftlicher, aufgeregter Mensch, während Urbany bekanntlich durch nichts auf der Welt aus seiner Ruhe gebracht werden könne.

Der Fürst fuhr noch am Abende bei Urbany vor, um ihm kleinlaut zu vermelden, daß es ihm nicht gelungen sei, Pistolen durchzusetzen, und daß er das Zugeständnis eines Kampfes auf Säbel bis zur Kampfunfähigkeit eines der beiden Teile haben machen müssen.

2730 »Selbstverständlich war an Schießen nicht zu denken,« erwiderte Urbany. »Ich möchte der Sache um keinen Preis eine tragische Wendung geben. Der Bursche soll nicht bemitleidet, sondern womöglich ausgelacht werden. Ich muß die Lacher auf meine Seite bringen, wenn die Sache für uns unschädlich verlaufen soll. Auch mit Säbeln ist die Partie noch ungleich genug, aber ich habe dabei doch das Gefühl, etwas wie eine Rute in der Hand zu haben, um ihn zu züchtigen.«

2735 »Buschendorf ist um gute zehn Jahre jünger als du!« bemerkte der Fürst.

»Aber er ist ein verlebter, kraftloser Bursch. Wie soll ich die Sache nur anstellen, um ihn möglichst harmlos matt zu setzen.«

»Die Bedingungen lauten bis zur Kampfunfähigkeit!«

2740 »Ganz gut. Ich könnte ihn eine Viertelstunde zuschlagen lassen und nur ruhig parieren. Er ist dann so müde, daß er nicht mehr weiter kann und entschieden kampfunfähig ist.«

»Das geht denn doch nicht!« erlaubte sich der Fürst einzuwenden.

»Oder es ließe sich anders machen. Ich könnte ihn mit der flachen Klinge und mit dem Rücken der Klinge braun und blau schlagen, ohne ihm auch nur einen Tropfen seines kostbaren Blutes abzuzapfen.«

2745 »Wenn du durchaus einen Spaß dabei haben muß, so hau' ihm das Nasenspitzel oder ein Ohrwaschl weg,« riet der Fürst gutmütig.

»Auch das ist nicht das Richtige; es wird sich übrigens schon etwas finden.«

»Also morgen früh um sechs Uhr in der Reitschule!«

»Abgemacht!«

2750 Urbany geleitete den Fürsten zur Treppe, und als sie an Fritzis Thüre kamen, schrie er mit lauter Stimme in den Hof hinunter: »Der Janos soll mir morgen in aller Früh um neun Uhr die Rappen einspannen.«

Der Fürst lächelte verständnisinnig und empfahl sich.

2755 Pünktlich um sechs Uhr früh fand sich die Gesellschaft an dem vereinbarten Orte zusammen; es war eine außer Dienst gesetzte Reitschule, die ihrer bequemen Lage wegen von den Mitgliedern des Turf-Klubs gerne zum Schauplatze der Austragung ihrer Ehrenhändel gewählt wurde. Man war da ungestört, das Licht war ein gutes, und der ursprünglich etwas zu tiefe Boden war an einer passenden und ausreichend großen Stelle festgestampft, so daß die beiden Kombattanten weder mit dem Fuße einsanken, noch Gefahr liefen auszugleiten.

2760 Urbany hatte sich heimlich wie ein Dieb aus seinem Palais fortgestohlen, um auch nicht durch das geringste Geräusch seinen frühen Aufbruch zu verraten. In der Reitschule fand er bereits seine zwei Zeugen, den Fürsten und den langen Györy, einen Husaren-Rittmeister, vor; auch Buschendorf war mit zwei Zeugen, Mitgliedern des Turf-Klubs, schon zur Stelle, ebenso Doktor Schwarz, ein älterer, ziemlich brummiger Regimentsarzt, der im Turf-Klub als »Hausarzt« für solche Fälle galt.

2765 Nachdem die beiden Gegner es sich bequem gemacht hatten und mit entblößten Oberkörpern, den Säbel in der Hand, antraten, da ward es allen Teilnehmern noch einmal zum Bewußtsein gebracht, was sie ja ohnedies schon gewußt hatten, daß da nämlich ein sehr ungleicher Kampf ausgefochten werden solle. Urbanys mächtige, breite Brust und seine sehnigen Arme mit ihrem gut durchgebildeten Muskelspiel machten neben den weißen und weichen Formen von Buschendorfs Oberleib und neben der schlaffen Muskulatur seiner schwammigen und dabei nicht einmal dicken Arme einen nur um so kraftvolleren Eindruck.

2770 Der übliche, von dem Fürsten, als dem Leiter des Zweikampfes, angestellte Versöhnungsversuch, ward kaum beachtet. Er war ja auch nur der Form halber und nur ganz obenhin angestellt worden. Nachdem die beiden Gegner die an sie gerichtete Frage, ob sie bereit seien, bejaht hatten, erscholl das Kommando »los!«

2775 Das Kommando war noch nicht verklungen, als sich Buschendorf auch schon mit großer Heftigkeit auf seinen Gegner stürzte, und ihn durch die leidenschaftliche Hast der geführten Hiebe zu überrumpeln suchte. Dabei befolgte er nur getreulich die ihm für den Kampf mit auf den Weg gegebenen Instruktionen seiner Zeugen. Diese Taktik war auch eine ganz vernunftgemäße. Wenn es in diesem Kampfe für Buschendorf eine Chance des Erfolges geben sollte, so war das nur im ersten Stadium desselben und gleichsam nur als Überraschungserfolg denkbar. An Kraft und Ausdauer fehlte es dem jungen Manne; die Ermüdung mußte bei ihm sehr bald eintreten, zumal da es von Urbany bekannt war, daß er über ein ansehnliches »Stehvermögen« gebiete, und es ihm eigentlich erst recht wohl werde, wenn er eine halbe

Stunde geschlagen habe und dabei warm geworden sei.

2780 Urbany wies die ungestümen Angriffe seines Gegners mit kurzen blitzschnellen Paraden ab, dabei blickte er ihm wohlwollend in die Augen, ihn gleichsam ermunternd, etwa wie ein Fechtmeister einem stürmisch, aber ganz ohne Erfolg dreinschlagenden Anfänger Mut zuspricht. Nur zu, wenn es auch jetzt nichts nützt, es wird mit der Zeit doch schon werden!

2785 Der erste Gang nahm ein Ende, ohne daß Urbany einen Angriff gemacht oder auch nur zu einem Hiebe ausgeholt hätte. Buschendorf ließ ermüdet und atemlos den Arm sinken, worauf die Zeugen halt! geboten. Nachdem sich Buschendorf dann, so gut es ging, erholt hatte, begann der zweite Gang, und es schien, daß er genau so verlaufen sollte wie der erste. Nicht nur Urbanys Gegner, auch alle Sekundanten begannen schon ungeduldig zu werden. Urbany war aus der Defensive nicht herauszulocken, und so wird doch ein Zweikampf nicht geführt, und wie soll man da zu einer halbwegs anständigen Kampfuntätigkeit der einen oder der anderen Partei kommen!

2790 Buschendorf fühlte seine Kräfte aufs neue schwinden; sein Angesicht war von der Anstrengung und der Aufregung hochgerötet. Er machte noch einen verzweifelten Ausfall und rief dazu keuchend seinem Gegner zu:

»So schlag' doch zu, in Teufels Namen!«

2795 »Mit Vergnügen,« entgegnete Urbany, während sich ein grimmiges Lächeln um seine Lippen legte. Dann machte er, einem Panther vergleichbar, einen gewaltigen Satz auf seinen Gegner zu. Dieser, ohnedies wesentlich kleiner als Urbany, fuhr bei dem mächtigen Sprung Urbanys erschreckt zusammen und ließ die Kniee einknicken, indem er zugleich die Schultern vorschob und den Leib einzog. Urbany stand nun in seiner unmittelbarsten Nähe; er richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und ließ von obenherunter die Klinge zweimal heruntersausen wie eine Rute, mit der ein Schuljunge gezüchtigt wird.

2800 Buschendorf ließ den Säbel fallen und griff mit beiden Händen rückwärts nach einem Körperteil, an dessen Gefährdung er im vorhinein – die Sache mochte ausgehen, wie sie wollte – nicht im entferntesten gedacht hatte. Er stand nun da, ein Bild des Jammers, ein Häuflein Unglück, und seine weiße Hose, in welcher er sich zum Duell gestellt hatte, zeigte sofort die blutigen Spuren der empfangenen Züchtigung.

2805 »Halt!« kommandierte nun der Regimentsarzt, der sich rascher gefaßt hatte als die über den unerwarteten Ausgang verblüfften Zeugen, die zudem sich alle Mühe gaben, die Weihe des feierlichen Momentes nicht dadurch zu entheiligen, daß sie in ein lautes Gelächter ausbrachen. Urbany grüßte ernsthaft mit der Klinge seinen Gegner, warf sie dann fort und begann, sich anzukleiden.

»runter die Hose!« kommandierte Doktor Schwarz weiter, der nun sich als den Herrn der Situation betrachtete.

Buschendorfs Zeugen vollzogen an ihm das scharfe Kommando des Regimentsarztes und legten ihren Klienten auf den Bauch. Der Regimentsarzt trat hinzu und besah sich den Schaden.

2810 »Ach, du meine Güte!« rief er, das Nähzeug hervorholend. »Da brauche ich ja eine Nähmaschine! Zugeschnitten wäre, also jetzt kommt die Schneiderarbeit.«

Er setzte sich rittlings auf Buschendorfs Rücken und begann sofort mit seiner Schneiderarbeit. Buschendorf machte ein bitteres Gesicht dazu.

»So, Herr Graf!« sagte der Regimentsarzt, als er den letzten Stich gemacht hatte, »jetzt geben Sie nur acht, daß Sie sich nicht auf mein Kunstwerk setzen! Guten Morgen, meine Herren!«

2815 Er hatte seine Pflicht gethan, er konnte nun gehen. Auch Urbany empfahl sich und eilte davon, um noch rechtzeitig in sein Palais zu kommen. Er traf auch dort richtig in dem Momente ein, als Fritz auf den Fußspitzen in sein Zimmer schlich, fest entschlossen, es unter keiner Bedingung zuzugeben, daß er sich um einer solchen Dummheit willen in einen Zweikampf einlasse.

2820

* * *

Vierzehntes Kapitel.

2825 Urbany hatte erreicht, was er durch das unvermeidlich gewordene Duell erreichen wollte. Ganz Wien lachte auf Kosten des jungen Buschendorf, und keinem Menschen fiel es ein, nach einer tragischen Ursache des Duells zu forschen. Jedenfalls dachte niemand daran, daß irgend ein Ungemach in Urbanys Ehe den Anlaß zu dem Zweikampfe

geboten habe. Niemand konnte das glauben, da Urbany sich nun mehr als je mit seiner Gattin in der Öffentlichkeit sehen ließ.

2830 Die Zeitungen hatten Berichte von dem Duell gebracht, und die Witzblätter hatten sich des dankbaren Stoffes bemächtigt. Es hieß, der junge Graf Buschendorf werde seinen Sitz im Herrenhause nicht so bald einnehmen, er habe seine Gründe dafür, die nicht ausschließlich politischer Natur seien. Es wurden Illustrationen veröffentlicht, aus welchen der junge Buschendorf im Kreise von aristokratischen Damen dargestellt war, die ihm alle in der liebenswürdigsten Weise zuredeten, er möchte sich doch setzen. Ein anderes Bild zeigte einen Schusterjungen, den
2835 sein Meister über das Knie gelegt hatte, um seine Kehrseite bequem zu bearbeiten, und darunter stand zu lesen: »Das neueste Duell!«

Urbany konnte nun beruhigt seine weiteren Pläne verfolgen. Die Hauptsache war erreicht, Fritzis Person war nicht in den Bereich der Diskussionen gezogen worden. In seltsamer Verkehrung aller logischen Begriffe hätte er sich für entehrt gehalten, wenn seine Frau als die Schuldige angesehen worden wäre, und da ihm ein Zusammenleben mit ihr
2840 auf die Dauer als eine Unmöglichkeit erschienen war, traf er alle Anstalten, sich selbst als den schuldigen Teil hinzustellen. Es gehört mit zu unseren gesellschaftlichen Verschrobenheiten, daß sie Urbanys Auffassung als die natürliche erscheinen läßt. Die Welt verzeiht es einem Manne viel leichter, wenn er betrügt, als wenn er betrogen wird. Er gedachte nun ein aufsehenerregendes Verhältnis mit einer jener Damen einzugehen, es war ihm gleichgiltig mit welcher, aus deren Mitte ihn einmal Fritz herausgeholt hatte.

2845 Das alles schien ihm so notwendig und so selbstverständlich, daß er dabei auf seine eigene Stimmung gar keine Rücksicht nahm, obschon sie traurig genug war, aber seine Stimmung ging nur ihn allein an, und seine Handlungen hatte er einzurichten für das Urteil der Welt. Es war in seinem Innern etwas gerissen, die Lebensfreudigkeit war dahin, aber den Kummer wollte er hegen in späterer Zeit bis an das Ende seiner Tage. Für jetzt galt es nur, die Welt zu täuschen.

2850 Er machte sich auch darüber keine Gedanken, ob er Fritz liebte oder haßte, auch das kam jetzt nicht in Betracht. Sie mußten von einander gehen, ohne daß die Welt den wahren Grund erfahren durfte. Auch das hob er sich für später auf, darüber klar zu werden, ob er sie liebte oder haßte. – In Wahrheit war es weder das Gefühl des Hasses oder der Rache, noch auch jetzt mehr die peinigende Empfindung der Eifersucht, was ihn erfüllte, es war vielmehr nichts anderes als der kategorische Imperativ seines Ehrbegriffes, der ihm gebot, die Gemeinschaft mit dieser Frau aufzuheben.

2855 Eifersucht und Zorn hatten sich gelegt, nur der kategorische Imperativ war lebendig in ihm. Er konnte nicht eifern und nicht zürnen. Daß er in gemeinem Sinne nicht betrogen war, das wußte er; dazu kannte er Fritz auch zu gut; aber es hatte genügt, ihn im besten Kerne seiner Mannheit zu treffen, als er erfuhr, daß sie ihre tiefste Liebe nicht ihm, sondern einem anderen Manne zuwende.

Dieses Bewußtsein beherrschte ihn ganz und gar, und in diesem Gefühl ging jedes andere unter, Zorn und Eifersucht
2860 ebenso wie jede Hoffnung. Wohl regte sich manchmal der glühende Wunsch in ihm, den Urheber seiner Leiden und seiner all sein Mannesgefühl niederdrückenden Zurücksetzung durch einen gewalthätigen Angriff aus der Welt zu schaffen, zu kämpfen mit ihm in heißem Grimm, wie auf stillem Waldesgrund der starke Hirsch kämpft mit dem Nebenbuhler, der ihm seine Herrlichkeit im Revier streitig machen will, aber es fehlte ihm die Siegesfreudigkeit zu einem solchen Kampfe. Denn es winkte kein Lohn aus diesem Streite. Was er hätte gewinnen können, das war
2865 unwiederbringlich dahin, und was er verloren, das konnte ihm kein Kampf gewinnen.

Auch gegen Fritz hegte er kein Gefühl des Hasses oder der Rache. Sie hatte ihm vor dem Altare Treue geschworen, und ihre ewige Liebe hatte nun allerdings ein sehr rasches Ende gefunden, aber er täuschte sich keinen Augenblick über die Natur eines solchen Schwures. Er sagte sich, daß auf Liebes-Schwüre, auch wenn sie vor dem Altare abgelegt worden sind, kein Verlaß sei. Der ehrliche Wille kann uns abhalten von einer unrechten That, aber er kann nicht einen
2870 Panzer bilden gegen ein Gefühl, das uns beschleicht.

Urbany machte sich den Fall mit einer Nüchternheit und einer Ruhe klar, als wenn er selbst gar nicht persönlich an demselben beteiligt gewesen wäre. Zwei blutjunge Menschen stehen vor dem Altare. Der Priester hält ihnen eine Rede, und dann liest er ihnen etwas vor, was sie gewöhnlich beide nicht verstehen. Dann sagt »Er«, meist mit überflüssigem Stimmaufwand, ein energisches, etwas prahlerisch klingendes Ja! Und »Sie«, sie spricht dasselbe Wort,
2875 aber sie lispelt es nur leise. Und nun soll mit einem Male alles für ewige Zeiten abgethan, erledigt und abgeschlossen sein! Ah, man predigt nicht Sitten- und Zuchtlosigkeit, wenn man sich da einmal die Dinge etwas näher besieht. Von dem jungen Manne weiß man, daß er ein flatterhaftes Herz hat, und daß er bisher eine ziemliche Abwechslung in die Gegenstände seiner Neigung zu bringen wußte. Von der jungen Dame weiß man nichts, und wenn man etwas wüßte, würde man es nicht sagen, allein es ist nicht ausgeschlossen, daß sie, in allen Ehren vielleicht, doch schon von
2880 verschiedenen anderen, als gerade dem Ideal geträumt hat, das nunmehr im schwarzen Frack ihr zur Seite steht. – Beide haben nun das Wörtchen Ja gesprochen; haben sie damit aber auch von Grund aus ihre ganze Natur zu ändern vermocht? Sollen sie nun dadurch für alle Zeit und Ewigkeit gefeit sein wider jede weitere Anfechtung des Blutes, des

Temperamentes, der Leidenschaft? Ja, sie sollen es sein, aber sie sind es nicht. Die ganze menschliche Natur ist ein einziger Protest gegen die Annahme, daß durch eine mehr oder minder ceremonielle Handlung so fundamentale Umwandlungen ganzer Individualitäten hervorgerufen werden könnten. Die Anfechtungen bleiben nicht aus, sie können nicht ausbleiben. Bei gegenseitiger Liebe und Wertschätzung und bei einem rege erhaltenen Pflichtgefühl werden sie allerdings wenig zu bedeuten haben, aber es wäre Verblendung, zu glauben, daß nun der menschliche Herzschlag ein anderer geworden sei. Das Menschenherz kommt nicht eher zur Ruhe, als bis es seinen letzten Schlag gethan, und das edelste Weib ist so wenig wie der vortrefflichste Mann vor tiefen inneren Erschütterungen bewahrt, die der Natur der Sache nach einen illegitimen Charakter haben. Dafür sind wir Menschen, also von aller Vollkommenheit weit entfernt. Man hat gut sprechen zu seinem Herzen: Du sollst nicht, du darfst nicht! Es kehrt sich nicht daran und schlägt doch höher auf, wenn der Fall danach ist, und damit ist der Eid- und Treubruch vollzogen, und die entsprechende Unterlage für die Eifersucht bei dem anderen Teile ist gegeben.

Eine edle Natur wird den stillen Kampf gegen die innere illegitime Erschütterung, so schmerzreich und qualvoll er auch sein mag, aus eigener Kraft zu Ende führen. Es ist eine zwecklose, ja zweckwidrige Grausamkeit, sie noch mehr zu peinigen und zu verwunden, indem mit brutaler Rücksichtslosigkeit und mit schonungsloser Härte ans Licht gezerrt wird, was im stillen Dunkel und schweigend am ehesten verwunden wird.

Urban hatte gut, alle Argumente aneinander zu reihen, um sich in Fritzi's Seelenzustand zu versenken, um ihr Gefühl zu erklären und zu entschuldigen; darüber kam er doch nicht hinaus, daß er in der Hauptsache verspielt habe. Sie mag unschuldig sein oder sträflich, sie liebte ihn nicht mehr, sie hatte ihre Liebe einem andern zugewandt, und damit war sein Glück dahin. – –

Fritzi hatte die Geschichte von Urban's Zweikampf durch Rummel erfahren, der sie wieder in der Zeitung gelesen hatte. Nun, da alles vorbei war, sprach die Angst und Sorge um ihren Gatten nicht mehr mit, und es blieb für sie nur das schmerzliche Gefühl, daß er ohne Rücksichtnahme auf ihre Bitten, auf ihre Sorge, auf ihre Liebe seinen Weg gegangen war. In früheren Tagen, so versuchte sie es sich einzureden, wäre es wohl anders gewesen. Sie war nun überzeugt, daß er ihr entfremdet war, und immer mehr schwand ihr die Hoffnung, ihn je wieder für sich zurückzugewinnen zu können, und das Herz wurde ihr dabei immer schwerer.

Tag und Nacht grübelte sie über die Ursachen seiner Erkaltung und Entfremdung. Wenn sie sich auch hundertmal vorsagte, daß sie selbst schuld daran gewesen sei, so konnte sie ihre endgiltige Beruhigung dabei doch nicht finden. Als sie ihm das Leben so mutwillig verbitterte, – nein, nicht mutwillig, denn damals war sie krank, krank an Leib und Seele, – da war er ja noch immer gut und liebevoll mit ihr. Mit Rührung erinnerte sie sich daran, wie er sie gepflegt hatte in den Tagen ihrer Krankheit, und dann war auf einmal doch die Erkaltung gekommen. Sie wußte nicht, wie sich nun ihr ferneres Leben gestalten sollte, aber sie war entschlossen zu dulden in Ergebung und Milde und ihr Los zu tragen, wie es auch fallen möge, in Demut. Denn wenn auch seine Liebe erloschen war, die ihrige war in all' diesen Läuterungen erst recht erwacht, und nun erst hatte ihre Liebe die rechte, dauernde Grundlage gewonnen in der Verehrung, welche ihr seine der ihrigen überlegene Persönlichkeit in dem nahen Verkehre abgewonnen hatte; und wenn sie nun für ihn weiter sorgen, ihn weiter still mit ihrer Liebe umgeben konnte, so hatte ihr Leben ja doch seinen ernstesten und bedeutungsvollen Inhalt.

In ihren stillen Kummer mischte sich aber zu jener Zeit eine sehr widrige Erregung, welche eine Eröffnung in ihr hervorrief, welche ihr durch Rummel gemacht worden war. Der Bau war vollendet, der Palast, ein wahres Juwel in jeder Hinsicht, vollkommen eingerichtet. Beim Abschluß der Rechnungen zeigte sich aber, daß die Voranschläge in ganz außerordentlicher Weise überschritten worden waren. Mehr als das Dreifache dessen war nun erforderlich, was Urban für den Bau ausgesetzt hatte. Fritzi war ganz fassungslos darüber, und sie machte sich die bittersten Vorwürfe über den Leichtsinn, den sie in dieser Sache bethätigt hatte.

Wie hatte sich doch ihr ganzes Wesen in wenigen Wochen geändert! Alle die kapriziösen und kostspieligen Anordnungen, die den Bau so unverhältnismäßig verteuert hatten, ganz abgesehen davon, daß auch der jugendliche, mehr künstlerisch als geschäftsmännisch veranlagte Architekt, sich bei seinen Aufstellungen sehr wesentlich verrechnet hatte, sie stammten alle aus einer früheren Periode. Sie selbst war inzwischen eine andere geworden, und der frühere Leichtsinn war längst entflohen.

»Du hättest mich zurückhalten sollen,« sagte sie vorwurfsvoll zu Rummel, als ihr dieser die Schlußabrechnung vorlegte. »Du hättest der Gescheitere sein müssen!«

»Ich begreife es selbst nicht, wie wir uns da haben hineinreiten lassen!« erwiderte dieser selbst ganz bestürzt über die unangenehme Überraschung.

»Was sollen wir nun thun?« fragte Fritzi weiter.

»Keine Ahnung!«

»Ich getraue mich gar nicht, ihm mit diesen Rechnungen unter die Augen zu treten!«

- »Weißt was, Fritzi,« sagte Rummel nach einigem Überlegen. »Ich werde das mit den Rechnungen besorgen; ich werde sie ihm vorlegen. Es wird ein großartiges Donnerwetter geben. Mir wird's weniger thun. Ich reise doch in den nächsten Tagen ab, und den Kopf wird's ja nicht kosten. Wenn sich der Sturm einmal auf mich entladen hat, dann kommst du ja doch besser weg.«
- 2940
- »Du reisest ab; wohin denn?«
- »Nach England; ich soll die Königin und einige ihrer Hofdamen malen. Das kommt mir jetzt auch gelegen; der Palazzo ist fertig, – ich will fort von Wien.«
- »Was treibt dich denn fort von Wien?«
- 2945
- »Verschiedenes. Mit Urbany verstehe ich mich nicht mehr, ich gehe ihm ganz gerne aus dem Wege, und dann – auch dir, Fritzi!«
- »Mir?«
- »Ja, auch dir. Du weißt, ich habe mich einmal hinreißen lassen, dir etwas Dummes zu sagen.«
- »Ich weiß.«
- 2950
- »Es war etwas Dummes, aber es war und es ist etwas daran. Du bist mir nämlich nach deiner Krankheit zu schön geworden und zu lieb und zu gut!«
- »Jetzt nur nicht wieder etwas Dummes!«
- »Nein, mit den Dummheiten sind wir fertig, aber ich muß fort. Und da ich nun einmal fort muß, so will ich mich bei ihm in die Bresche legen und ihm die Rechnungen bringen.«
- 2955
- »Nein, Rummel, das kommt mir zu. Es ist nicht das Ungewitter, das ich fürchte, es ist die Sache selbst, über die ich mich kränke. Es war ein unerhörter Leichtsin! Ich weiß ja nicht, wie reich wir sind, aber man ist sehr reich, wenn man eine Million hat. Nun mache dir die Sache einmal klar. Man kann, wenn man eine Million hat, sich den Luxus gestatten, den vierten Teil derselben für die Errichtung eines schönen Heimes aufzuwenden, aber man ist zu Grunde gerichtet, wenn man drei Vierteile davon für einen solchen Zweck hinauswirft. Anstatt nun, wie es meine Pflicht wäre, für ihn zu wirtschaften, verschleudere ich im Übermut sein Vermögen!«
- 2960
- Rummel lachte.
- »Du nimmst die Sache nicht sehr ernst,« sagte Fritzi etwas verletzt.
- »Ich nehme sie sehr ernst, aber über deine Besorgnisse muß ich doch lachen. So geschwind ist ein Urbany nicht umzubringen! – Also wer geht zu ihm, ich oder du?«
- 2965
- »Es kommt mir zu, Rummel, mir, seiner Frau.«
- »So sei's denn, Fritzi – und viel Glück auf den Weg! Jetzt kann ich auch gleich Abschied nehmen von dir.«
- »Wann reisest du denn?«
- »Morgen.«
- »Und bleibst aus?«
- 2970
- »Ein Jahr mindestens.«
- »Leb' wohl, guter Rummel, und denke manchmal an mich!«
- »Werd's besorgen,« sagte er mit trockenem Tone, dabei stieg ihm, dem Weltkinde, das sonst nicht so leicht von einem Gefühle übermannt wurde, doch eine Thräne ins Auge.
- »Rummel, guter Rummel, was machst du für ein desperates Gesicht?«
- 2975
- »Wie ein abgestochenes Kalb?«
- »Das wollt' ich nicht sagen.«
- »Wär' auch ein recht bejahrtes Kalb. – Also leb' wohl, Fritzi, und denke du an mich. Dir schadet es nämlich nichts. Für mich wird's aber besser sein, wenn ich dich vergesse. Ich bin nämlich ein alter Esel!«
- »Du wirst mir da noch eine ganze Menagerie aufzählen.«
- 2980
- »Krokodil habe ich aber doch noch nicht gesagt, und sieh, da ist gar eine Krokodilsträne auf deine schöne Plüschdecke gefallen. Habe ich schon Leb wohl! gesagt, und habe ich schon gesagt, daß ich ein alter – ja, das habe ich schon gesagt.«

»Du bist mein guter alter Rummel!«

Rummel wollte noch irgend ein scherzhaftes Wort herausdrücken, aber es ging nicht mehr. Er drückte stumm noch
2985 einmal Fritzis Hand, und dann lief er auf und davon.

* * *

2990

Fünftehntes Kapitel.

Du kommst ja wie ein Übelthäter hereingeschlichen, Fritzi,« sagte Urbany von seinem Schreibtische aufblickend, als Fritzi etwas zaghaft ins Zimmer getreten war.

»Ich habe auch ein schlechtes Gewissen, Rudolf!«

2995 »Ah? Also beichten!«

»Ein sehr schlechtes, und du wirst sehr böse sein!«

»Ich werde nicht böse sein.«

»Wie kannst du das sagen, Rudolf, bevor du weißt, was ich angestellt habe?«

Urbany konnte das ruhig versprechen. Neben der einen großen Hauptsache, die ihn nun schon seit Wochen, all sein
3000 Sinnen erfüllend, bewegte, konnte es für ihn in der That nur noch Nebensachen geben. Was auch kommen konnte, es mußte nichtig erscheinen im Vergleich zu dem, was er trug und was sein Lebensglück untergraben hatte, im Vergleich zu dem Bewußtsein, daß er Fritzis Liebe verloren hatte. Sie sollte es aber nicht erfahren, was in ihm vorging, und kein Mensch auf der Welt.

Fritzi setzte sich zu ihm an die Seite des Schreibtisches und legte ihre Hand auf seinen Arm. Urbany sah sie an, und
3005 sein Herz zuckte schmerzlich zusammen. Wie sie wieder schön war, und doch wie anders als früher! Das Goldhaar leuchtete wie ehemals, die blühende Gesichtsfarbe war da wie ehemals, und in blendender Frische hob sich wie ehemals der weiße Nacken von dem leichten schwarzen Spitzenkleide, das sich schmeichelnd um ihre edlen Formen legte, und doch war sie anders und schöner als ehemals. In den Augen lag es, aus welchen jetzt eine frauenhafte Milde ihr sanftes Licht ergoß. Sie war eine andere geworden; Urbany mußte an die bezähmte Widerspenstige denken. Sie
3010 war nun sanft und gut; die Liebe allein hat das Wunderwerk zu vollbringen vermocht, aber es war nicht die Liebe zu ihm!

»Ich habe deine Güte mißbraucht, Rudolf,« begann Fritzi nach einer Pause der Sammlung wieder. »Du wirst mir nicht verzeihen können, es sieht zu häßlich aus!«

3015 »Du bereitest mich auf große Dinge vor, Fritzi; um so angenehmer wird dann die Enttäuschung für mich sein, wenn es dann doch nichts ist. Also, ohne Umschweife –«

»Ich muß doch noch Umschweife machen, weil ich mich mit der Wahrheit nicht herausraue. Bedenke eines, Rudolf: ich war krank, lange bevor ihr mich zu Bette gebracht habt. Es war mir damals alles auf der Welt so gleichgiltig, und das Liebste war mir verhaßt. Rudolf, du warst mir verhaßt!«

»Und jetzt bin ich dir wenigstens nicht verhaßt!« konnte sich Urbany nicht enthalten auszurufen.

3020 »Oh, Rudolf! Du trägst mir nach, wie ich damals war. Wüßtest du –« sie hielt inne auf eine ungeduldige Bewegung von seiner Seite und drückte das Taschentuch an die Augen. »Nein, Rudolf,« fuhr sie, ihre Bewegung unterdrückend, fort, »ich will dir keine Rührscene machen. Ich weiß, du liebst das nicht. Aber denke jetzt daran, daß ich jetzt nicht mehr so bin wie früher, nicht so gedankenlos und so leichtsinnig!«

»Sprich dich getrost aus, Fritzi!«

3025 »Du wolltest mir ein Haus schenken; das sollte ganz mir gehören.«

»Ich wollte? Ich habe es gethan. Das Haus ist fertig; ich werde dir den Schlüssel übereichen. Du kannst es beziehen, wann du willst.«

»Ich werde es nicht beziehen, oder es soll wenigstens nicht mein Eigentum sein.«

»Was gehen denn nun wieder für Gedanken durch deinen Kopf?«

3030 »Sieh, es ist zu häßlich, wie ich mich benommen habe! Du erlaubst, daß ich mir einen Palazzo bauen lasse; du bestimmst eine große Summe dafür, und ich –«

»Nun?«

3035 »Und ich treffe Anordnungen und bestelle ins Blaue hinein, gewissenlos und ohne Überlegung, ja, Rudolf, ohne Überlegung, also es war wenigstens keine selbstsüchtige und habgierige Absicht dabei, und verbrauche viel, viel mehr, als du ohnedies schon großmütig genug gewährt hattest.«

Urbany nahm die Rechnungen, die sie mitgebracht hatte, und sah sie aufmerksam durch, sich mit dem Bleistift die Gesamtsumme der einzelnen Rechnungen notierend, um sie sodann zu addieren.

Ängstlich und zitternd vor Erregung hing Fritzi mit den Augen an seiner Miene.

3040 »Es ist furchtbar viel!« rief sie hastig. »Aber etwas läßt sich ja doch noch gut machen. Das teure Palais soll wenigstens dir bleiben. Daran ist gar nicht zu denken, daß es mir gehören soll. Es sieht nur so schmähsch aus, daß ich deine Großmut mißbraucht und ausgebeutet habe für meine egoistischen Zwecke, aber das wollte ich wirklich und wahrhaftig nicht. Sei nicht böse, Rudolf, lieber Rudolf, ich werde gewiß nicht wieder so leichtsinnig sein, ich werde sparen, Rudolf, wo ich nur kann, um wenigstens etwas wieder gut zu machen und hereinzubringen. Ich werde für mich gewiß nichts mehr verlangen; du wirst sehen, Rudolf, nur sei nicht böse, ich bitt' dich, sei nicht böse!«

3045 Während Fritzi sich so in eine immer tiefere Erregung hineinsprach, schien Urbany gar nicht auf sie zu hören: er notierte mit seinem Bleistift und rechnete.

3050 »Ich weiß, wie's beim Bauen zu gehen pflegt,« sagte er ruhig, nachdem er glücklich die Gesamtsumme herausgerechnet hatte. »Daß ich auf eine Überschreitung des Voranschlages gefaßt war, magst du daraus ersehen, daß ich bei der Industrie-Bank für den Bau das Doppelte des vorher bestimmten Betrages hinterlegt habe. Die Überraschung ist also für mich nicht gar so groß, als du glaubst. Was auch darüber noch hinausgeht, erklärt sich ebenfalls leicht. Zunächst ist der Architekt ein tüchtiger Künstler, aber ein Anfänger, und die verhaun sich bei den Überschlügen immer. Dann hast du da einige kostspielige Anordnungen getroffen, die im ursprünglichen Plane nicht waren, die ich aber doch billigen muß. Stark fällt ins Gewicht, daß nachträglich für die ganze Fassade echtes Material vorgeschrieben wurde. Das war nur vernünftig und stilgerecht. Putz und Mörtel hätte sich bei diesem reizenden 3055 Kunstwerk sehr schlecht gemacht. Hätte ich etwas dreinzureden gehabt, ich hätte auch für die edle Steinfassade votiert. Wir haben gewisse moralische, gesellschaftliche und künstlerische Verpflichtungen, und zu diesen gehört auch eine Steinfassade bei diesem Bau.«

»Rudolf, du bist nicht böse?!«

»Beruhige dich, ich bin es nicht. Die Sache ist erledigt.«

3060 »Aber wenigstens wirst du das Palais für dich behalten?«

»Ebenso gut könntest du mir eines deiner Spitzenkleider schenken. Was fange ich mit einem Boudoir an? Etwas anderes ist ja das ganze Schloßchen nicht.«

»Oh, Rudolf, was bist du für ein Mann! Was muß ich anstellen, um dich außer Fassung zu bringen?!«

3065 Urbany schwieg. Er wußte es, was ihn aus dem Gleichgewichte bringen konnte, und sie hatte es auch schon angestellt. Er hatte bisher alles sorgsam und mit unbeugsamer Energie und Selbstbeherrschung seinem einmal gefaßten Plane entsprechend vorbereitet, und die Dinge lagen nun günstig für den Abschluß. Kein Mensch hatte eine Ahnung von dem, was er mit sich herumtrug; jetzt wollte er Ende machen; denn – das fühlte er – lange würde seine Selbstbeherrschung nicht mehr vorhalten.

3070 »Weil wir nun einmal so beisammensitzen,« begann er nach einer Weile zu Fritzi, »so können wir gleich noch eine andere Sache in Ordnung bringen, die mir am Herzen liegt.«

Er nahm dabei ein Aktenbündel aus seinem Schreibtisch und legte es vor sich hin. Fritzi sah seinem Thun mit Spannung zu.

3075 »Die Geschichte des Hausbaues zeigt,« fuhr er fort, »daß du – ich mache dir keinen Vorwurf, Fritzi, – daß du doch noch wirtschafte lernen mußst. Ich glaube, daß du das besser lernen wirst, wenn du einmal mit der Sorge eines eigenen Besitzes belastet sein wirst.«

»Ich werde es jetzt auch so können, Rudolf; ich verspreche es dir!«

»Besser ist besser! Du wirst vielleicht auch mehr Freude daran haben, wenn du ganz selbstständig wirst verfügen können. Es war von mir eine – vielleicht verzeihliche – Unterlassungssünde, daß ich daran nicht gleich bei unserer Hochzeit gedacht habe. Du mußt in jeder Beziehung würdig ausgestattet werden.«

3080 »Ich habe niemals daran gedacht, Rudolf!«

»Aber meine Pflicht wäre es gewesen, daran zu denken. Das soll also jetzt gut gemacht werden. Du sollst nun dein eigenes Vermögen haben, mit dem du standesgemäß auskommen kannst. Übrigens will ich mich ja auch nicht loskaufen. Sollte es dir einmal doch nicht recht zusammengehen, nun dann bin ich ja immer noch da, und du wirst immer darauf rechnen können, daß, was mein ist, auch dir gehört.«

3085 Er begann nun die Papiere zu entfalten, aber Fritzi legte ihre Hand auf seinen Arm.

»Sind denn alle diese Umständlichkeiten notwendig, Rudolf?« fragte sie gepreßt.

»Sie sind notwendig!« erwiderte Urbany ernst. »Also das neue Haus geht in deinen freien Besitz über. Es liefert kein Erträgnis und verursacht nur Kosten für die Instandhaltung des Gebäudes und des Parkes, aber es ist doch damit für die Wohnung gesorgt. Ferner gehen in deinen Besitz zu freier Verfügung über das große Zinshaus in der Herrengasse, dessen Jahreserträgnis hier auf diesem Bogen genau spezifiziert ist, ferner ein Posten von Wertpapieren, deren Liste auf diesem zweiten Bogen verzeichnet ist. Endlich ist dir hier durch diese Schrift der lebenslängliche Fruchtgenuß der Herrschaft Berzova zugeschrieben. Dabei merke nur eins: Was in deinen freien Besitz übergeht, geht über bedingungslos; du kannst es – ich weiß, du wirst es nicht, – du kannst es verthun und verkaufen, verschenken und vermachen, wie du willst. Anders ist das mit der Herrschaft Berzova, von der du nur den Fruchtgenuß hast. Da kannst du nur über das Erträgnis schalten und walten, das Gut selbst darfst du aber nicht veräußern, es muß nach meinem und deinem Tode wieder zurückfallen an den Urbanyschen Familienbesitz. Willst du nun Einsicht nehmen in diese Papiere? Sieh sie aufmerksam durch und sage mir ungescheut, wenn du noch irgend einen Wunsch auf dem Herzen hast.«

Fritzi nahm die Papiere in die Hand und sah sie flüchtig an.

3100 »Die sind ja sogar schon gestempelt!« sagte sie, in den Bogen blätternd.

»Natürlich! Das mußte sein. Gestempelt und notariell beglaubigt; alles in schönster Ordnung!«

»Wirklich? Und fehlt gar nichts mehr daran?«

»Nicht das Mindeste. Die Dokumente sind rechtskräftig.«

3105 »Na, dann ist's ja gut,« sagte Fritzi ruhig, indem sie langsam einen Bogen nach dem andern zerriß. »Es war nur schade um das schöne Papier und um die teuren Stempelmarken!«

»Fritzi! Was thust du?«

»Vielleicht ist mir all das zu wenig!« antwortete sie, die Achsel zuckend. Sie war sehr bleich geworden, blieb aber äußerlich ruhig.

3110 »Ich war auch darauf gefaßt,« sagte Urbany, dem es vielleicht noch niemals so schwer geworden war, seine Ruhe zu behaupten, wie jetzt, da er sie so ruhig sah. »Auf irgend eine Narrheit war ich gefaßt von dir, und darum habe ich die Dokumente gleich in zwei Exemplaren ausfertigen lassen.«

»Desto besser; versuche es, sie mir ein zweites Mal vorzulegen!«

»Ich betrachte sie als rechtsgiltig, auch wenn du jetzt nicht in der Laune bist, sie entgegenzunehmen.«

3115 »Ja, ja, Rudolf, betrachte sie nur, wie du willst, aber vergiß nicht, daß zu solchen Geschäften doch immer zwei gehören, – und ich für meine Person mache solche Geschäfte nicht!«

»Geschäfte?! Fritzi, ich verstehe dich nicht!«

»Um so besser verstehe ich aber dich, Rudolf. Mit mir muß man deutsch reden und muß man ehrlich reden. Jetzt aber warst du unehrlich mit mir, zum erstenmal allerdings, seit ich dich kenne, aber häßlich war es doch! Du sagtest, du wollest dich nicht loskaufen, und du willst es doch.«

3120 »Fritzi, du solltest wissen, daß ich ein Wort auch halte, wenn ich es einmal gegeben habe.«

»Ach, ja, du bist ja ein Kavalier! Und als Kavalier handelst du ja auch jetzt. Was du mir jetzt da zumutest, ist keine Schenkung, sondern –«

Fritzi drückte das Taschentuch vor die Augen und drängte die Thränen gewaltsam zurück: sie durfte vor ihm nicht weinen, jetzt nicht!

3125 »Sondern?« fragte Urbany.

»Rudolf, Rudolf! Muß das sein?«

»Antworte auf meine Frage. Was soll es sonst sein, wenn nicht eine Schenkung?!«

»Es soll eine Schenkung sein – ja, der Form nach, aber es ist eine Deckung oder ein Vorwand für etwas anderes.«

»Weiter! Wofür?«

3130 »Für die – Scheidung!«

Fritzi hatte das Wort hastig hervorgestoßen und sah ihm nun geradeaus und fest in die Augen. Er hielt ihren Blick aus und sagte dann, schwer atmend:

»Und wenn es das wäre?«

Fritzi war mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende; schluchzend neigte sie ihr Haupt und ließ es auf den Tisch sinken.

3135 Urbany war tief bewegt, als er sie so sah, aber es konnte ihn nun nichts mehr in seinem Entschlusse wankend machen.

»Beruhige dich, Fritzi,« redete er ihr zu. »Wir wollen ein andermal von der Sache weitersprechen.«

»Oh, Rudolf! Was habe ich dir gethan, daß du mich so grenzenlos elend machst?«

»Schicken wir uns in das Unvermeidliche, Fritzi, ohne gegenseitige Vorwürfe und Anklagen!«

3140 »Nein, ich schicke mich nicht darein, so nicht!« rief Fritzi, sich aufraffend und sich die Thränen trocknend. »Ich lasse mich so nicht fortschicken, nicht so abfertigen! Du brauchst nicht zu erschrecken,« fügte sie mit Bitterkeit hinzu, »ich will auch nicht bei dir bleiben, wenn du mich nicht mehr magst. Ich gehe, aber ich gehe, wie ich gekommen bin. Ich will nicht von der Welt beneidet und dabei elender sein wie der letzte herrenlose Hund auf der Straße!«

»Fritzi!«

»Ich sage dir, ich will nicht! Dieses Kavalierversnügen wirst du dir nicht kaufen können!«

3145 »Fritzi!« schrie Urbany noch einmal, und dieses Mal drohend aufspringend und mit dem Fuße stampfend.

»Nein und nein und tausendmal nein! Drohe mir, schlage mich, wenn du willst, – es wird doch nicht sein. Du warst der Kavalier und möchtest es bleiben vor der Welt, aber auch ich will vor der Welt bleiben, die ich war. Du bist meiner überdrüssig und schickst mich nun fort. Das kannst du thun, aber bezahlen kannst du mich nicht! Kaufen konntest du mich nicht; da that der Kavalier ein übriges und heiratete mich, und nun soll die Bezahlung kommen, die

3150 Abfertigung, eine anständige Abfertigung, dafür ist man ja Kavalier, und das ist man der Welt schuldig. Ich bin aber nicht deine abgedankte Geliebte, die man versorgt, wenn man sie fortschickt. Dadurch will ich mich wenigstens von einer solchen unterscheiden, daß ich keine Vergütung annehme. Lasse mich jetzt reden, unterbrich mich nicht!

Freilich, ich bin deine Frau und ich habe Rechte! Ich will aber diese Rechte nicht, ich verzichte auf sie! Es ist eine

3155 Erbärmlichkeit von dir, daß du mich so fortschickst. Mache du das mit dir aus, aber verlange nicht, daß ich dir noch zu der Glorie der Großmut und der Edelherzigkeit ver helfe, indem ich mich von dir fürstlich beschenken lasse!«

Urbany machte einige Schritte zur Thüre und drehte den Schlüssel im Schlosse um; er wollte jetzt vor jeder Störung sicher sein. Dann trat er vor Fritzi hin und faßte rauh ihre Hand; sie sah ihm trotzig ins Gesicht, und ihr vor kurzem noch so bleiches Antlitz glühte nun, und ihre Augen blitzten.

3160 »Fritzi!« rief Urbany mit einer Stimme, in welcher der aufsteigende Groll sich drohend ankündigte. »Dir ziemt eine solche Sprache nicht. Ich verbiete sie dir!«

Fritzi senkte das Haupt, sie mußte sich auch jetzt vor ihm beugen. Sie fühlte, er war ihr Herr.

»Ich dachte,« fuhr er fort, »daß wir uns verstehen würden auch ohne lange und peinliche Auseinandersetzungen. Du verstehst mich nicht, und ich verstehe dich nicht. Wer spielt hier Komödie?«

»Rudolf!«

3165 »Ich will nicht ungerecht sein, – ich habe sie mitgespielt, aber in einer Rolle, die ich mir wahrlich nicht selbst gewählt hatte. Hat es einen Sinn, ist es denkbar, daß zwei Menschen mit und nebeneinander leben sollen, die sich nicht lieben? Ja, es ist denkbar, und es kommt oft genug vor, aber für uns beide ist es nicht denkbar. Ich habe geglaubt, daß wir wenigstens in äußerlicher Ruhe zu dieser Erkenntnis gelangen werden, und daß wir der Welt möglichst wenig Anlaß zum Gerede geben sollten. Eines schönen Tages würde man bemerken, daß die Frau Gräfin auf ihren Gütern lebt, ich

3170 auf den meinigen. Niemand sollte einen Grund anzugeben haben als höchstens den: sie haben sich eben doch nicht vertragen können!«

»Aber, Rudolf, du hast mich doch geliebt, warum willst du mich nun verstoßen? Habe Geduld mit mir, Rudolf. Ich will dir alles thun, was ich dir an den Augen absehen kann. Ich werde dich nicht mehr kränken, dich nicht quälen; du wirst sehen, ich werde gut sein. Denn ich liebe dich, Rudolf, ich liebe dich mehr als je. Rudi, verstoß mich nicht!«

3175 »Siehst du, Fritzi, hier ist der Punkt, wo die Komödie aufhören muß!«

»Komödie! Ich verstehe dich nicht!« rief Fritzi schluchzend auf ihren Sessel zurücksinkend.

»Du sagst, du liebst mich?«

»Immer noch tausendmal mehr als mein Leben!«

3180 »Nun, das ist ja sehr hübsch! Und ich bin deiner überdrüssig geworden und will dich jetzt nur auf feine Weise los werden, daß ich dabei nicht den Schein eines Unrechtes auf mich lade?«

»Was soll ich sonst denken?«

»Gut. Ich hatte gehofft, daß es ohne diese Erörterungen abgehen werde, aber nun geht es doch nicht anders.«

Er zog seine Brieftasche heraus und entnahm derselben den Brief Fritzis, den er immer bei sich trug.

»Kennst du diese Handschrift?« fragte er, den Brief Fritzis überreichend.

3185 »Es ist meine Handschrift,« antwortete Fritzis, den Brief betrachtend, und während sie ihn las, mußte sie sich erst mühsam den Zusammenhang ins Gedächtnis zurückrufen, wie man sich die verworrenen Szenen eines halbvergessenen Traumes zusammenzusuchen pflegt.

»An wen ist dieser Brief gerichtet?«

»An Rummel.«

3190 »Es ist gut, daß du wenigstens nicht Ausflüchte versuchst, und daß du ihn nicht verleugnest. Fürchte auch keinen leidenschaftlichen Ausbruch von mir. Ich bin mit der Sache fertig geworden; sie ist abgeschlossen für mich, und damit sind auch die Angelegenheiten zwischen uns beiden erledigt. Ich hätte es auch vorgezogen, dir diesen Brief nicht vor die Augen zu bringen, du siehst nun selbst, es mußte sein. Ich mache dir keine Vorwürfe und gebe dir keine Lehren. Du wirst meinen Namen tragen, und ich weise dich nicht darauf hin, daß er in Ehren getragen werden muß. Denn ich
3195 kenne dich und weiß, daß du ihm keine Schande machen wirst. Aber wenn ich auch nicht klage und dir keine Vorwürfe mache, – die Gemeinschaft zwischen uns muß aufhören. Daraus wirst du dich finden, und hoffentlich hast du auch jetzt schon eingesehen, welche Berechtigung die Vorwürfe hatten, die du mir gemacht hast.«

Fritzis sah noch immer wie traumverloren auf ihre Schriftzüge, dann strich sie sich mit der Hand über die Stirne, wie um eine böse Vorstellung zu verscheuchen. Sie seufzte tief auf, zeigte sich aber doch viel weniger erregt und
3200 betroffen, als es Urbany erwartet hatte, als er ihr das verhängnisvolle Blatt vorlegte.

»Es ist wahr,« sagte sie resigniert, »du hast recht, du mußt mich fortjagen!«

»Ich jage dich nicht fort, Fritzis; wir liquidieren gemeinsam unser Glück. Du hast dich in mir, du hast dich über dich selbst getäuscht. Machen wir einen großen Strich unter unser Glück, es liegt abgeschlossen hinter uns. Es war schön, Fritzis, und ich habe dir noch zu danken für den Sonnenschein, den du in mein Leben gebracht. Es war ein kurzes
3205 Glück; vielleicht mußte es kurz sein, weil es zu schön war. Aber nicht ich habe es zerstört, Fritzis, wie du sagtest. Ich hätte dich geliebt und dir deine Liebe gedankt bis zu meinem letzten Atemzuge.«

Urbany saß vor seinem Tische, den Kopf auf die Hand gestützt und in tiefes Träumen versunken; er träumte einem verlorenen Glücke nach.

Fritzis erhob sich still und trat zu ihm heran, ganz nahe, indem sie eine Hand auf sein Haupt legte.

3210 »Rudolf!« rief sie leise.

Urbany regte sich nicht; er hätte jetzt nicht aufgeblickt um alle Schätze der Welt.

»Rudolf«, begann sie wieder, »ich bitte dich nicht um Verzeihung. Denn durch Verzeihen ist da nichts gut zu machen, sondern nur durch Glauben und durch Vertrauen. Glaubst du wirklich, daß ich Rummel liebe und nicht dich?«

Ohne den Kopf zu erheben, deutete Urbany stumm auf den Brief.

3215 »Aber das ist ja Unsinn, Rudolf! Deshalb zerstört man nicht zwei Menschenleben! Sieh mich an, Rudolf!«

Urbany regte sich nicht.

»Sieh mir ins Gesicht, Rudolf!«

Urbany blieb reglos.

Da krallte sich ihr wie unbewußt die Hand, die auf seinem Kopfe ruhte, zusammen, und an den Haaren zog sie sein
3220 Haupt empor, daß sie ihm ins Gesicht sehen konnte.

»Du hast geweint, Rudolf!« schrie sie auf, und im nächsten Augenblick hing sie selbst schluchzend an seinem Halse.

Er wehrte sie sanft ab, und sie sank, ihn umschlungen haltend, auf den Teppich zu seinen Füßen nieder, und so blieb sie, während sie nun zu ihm sprach.

3225 »Du liebst mich ja doch, Rudolf, und du willst mich fortschicken! Und ich soll gehen, ich, die ich noch keinen Mann
geliebt habe wie dich! Den schrecklichen Brief, den kannst du nicht verzeihen? Weißt du, wann ich ihn schrieb? In der
Minute vorher, als ich bewußtlos in deine Arme fiel. Ich war damals krank, todkrank im Herzen und am Leibe. Ich
hätte dich damals auch vergiften können. Und wenn du mich fragst: Warum? – Ich weiß es nicht. Wenn du den Brief
nicht verzeihen willst, dann durftest du auch nicht verzeihen, als der Arzt meine Körperwärme im Fieber mit vierzig
3230 unverzeihlich wie der wahnsinnige Brief und der wahnsinnige Haß gegen dich, und ebenso auch ein Symptom der
Krankheit. – Rummel hat diesen oder einen andern Brief von mir nie zu Gesichte, nie ein Wort von Liebe von mir zu
Gehör bekommen. Er konnte es nicht bekommen; denn ich liebte ihn nicht. Ich phantasierte nur im Fieber davon, daß
er mich von dir befreien könnte. – Rudolf, Rudolf, lasse mich nicht büßen für etwas, was du mir nicht anrechnen
kannst. Ich liebe ja doch nur dich und werde immer dich und nur dich lieben!«

3235 Sie umklammerte ihn immer fester und blickte angsterfüllt zu ihm empor.

»Du sollst alles wissen,« fuhr sie dann fort, sich gewaltsam sammelnd. »Bevor ich jenen Brief schrieb, war Rummel
bei mir und sprach damals zum ersten und einzigen Male von seiner Liebe. Ich wies ihn hart ab, als er aber fort war,
da überfiel es mich mit der Macht eines Fiebers, daß ich von dir fort müsse, und da schrieb ich den verrückten Brief.
Und nie wieder sprach er mir von Liebe; nur heute, da er Abschied nahm, sagte er, er müsse nach England und er
3240 ginge gerne, um nicht in meiner Nähe zu sein. Ich ließ ihn ziehen, wie man einen Freund ziehen läßt, aber ich war
nicht bewegt. Denn ich hatte ihn nie geliebt. Geliebt habe ich immer nur dich, Rudolf, und du willst mich
fortschicken!«

Nun lag seine Hand auf ihrem Haupte, und er wußte nicht, wie das gekommen war.

»Glaubst du,« fragte er nun mit bebender Stimme, »daß wir beide doch noch mit einander fortwirtschaften könnten?«

3245 Fritzi war auf diese Frage aufgesprungen, und nun hing sie an seinem Halse und bedeckte sein Antlitz mit tausend
Küssen.

»Du kannst mich ja doch nicht fortschicken, Rudolf! Du kannst nicht, du hast mich doch viel zu lieb!«

»Fritzi, du darfst nicht so an mir hängen, wenn wir mit einander verhandeln sollen!«

3250 »Es hängt sich aber so gut an dir, Rudolf, so gut!« rief sie, ihn nur noch fester an sich pressend. »Schüttle mich ab,
wenn du kannst!«

Er konnte es nicht, und er versuchte es auch nicht: er umschlang sie bebend – ein seliger Mann.

»Nun bin ich doch die Gescheitere gewesen, Rudolf,« schwatzte sie glückstrahlend weiter. »Du wärest dumm genug
gewesen, mich fortzuschicken. Wirst du mir nun vertrauen? Du darfst es: man darf mir vertrauen!«

»Nur vertrauen?«

3255 »Und lieb haben mußst du mich auch, sonst –«

»Sonst?«

»Sonst gehe ich doch fort!«

»Ich bitt' dich, geh' nicht fort, Fritzi! Ich werde dir vertrauen, und ich werde dich lieb haben, mehr als du begreifen
kannst. Du bist ja doch ein herziger Schatz, und ich müßte zu Grunde gehen ohne dich!«

3260 »Jetzt sage mir noch eins, Rudolf. Was bist du nur für ein Mann? Wenn du mich für schuldig hieltst, mußtest du mich
umbringen!«

»Töte sie?!« sagte Urbany lächelnd, indem er ihr das merkwürdige Lesezeichen zeigte, und dann erzählte er ihr, wie
er es gefunden.

»So einen Wink des Schicksals hätte man eigentlich befolgen sollen, Rudolf!«

3265 »Ich habe ihn auch befolgt, Fritzi. Ich habe mich an das ›Töte sie!‹ gehalten. Ich habe sie getötet, die bösen Gedanken
alle und die Eifersucht. Sie sind maustot!«

»Jetzt bekommst du keinen Kuß mehr von mir, Rudolf!«

»Warum denn nicht?«

3270 »Weil ich dir schon so viele gegeben habe; jetzt mußt du mir einen geben. Halt! nicht so hitzig! Das muß schön in
Ordnung gehen, und dazu muß ich mich erst schön niedersetzen. Ach, Rudolf! Wie lange habe ich keinen Kuß von dir
bekommen! Jetzt werde ich wieder einen bekommen. Ich mache die Augen zu und halte ganz still. – So, – Rudolf!« –

* * *

(45509 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/groller/toetesie/titlepage.html>